

4

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1973

46 70 26 84





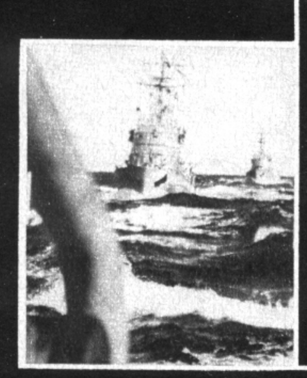




INHALT

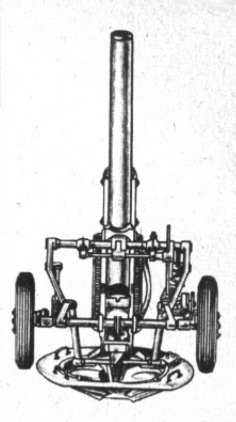


62



Die vierte Front läßt bitten . . .





38 32 90 14

Gehört zur Liebe auch eine gemeinsame Weltanschauung?

Matrose Bernd Grube

Die Liebe ruht auf vielen Pfeilern. Gibt man ihnen Namen, so heißen sie nicht nur Zuneigung, Vertrauen, Treue, Verständnis und körperliche Vereinigung. Ein ebenso festgefügter Pfeiler sollten immer auch die geistigen Gemeinsamkeiten sein, beruhend auf gleichen Lebensauffassungen.
Weltanschauung hat viel oder alles mit der Lebenshaltung eines Menschen zu tun. Ob er bloß so in den Tag hinein oder sein Leben bewußt lebt. Ob er im Kampf unserer Tage abseits oder mittendrin steht. Ob er Verantwortung bloß für sich selbst oder auch für andere zu tragen gewillt ist. Prägt also Weltanschauung in eben diesem Sinn nicht entscheidend das Gesicht der Liebe?
Nehmen wir die Armeezeit.
Trennung ist damit verbunden und mancher Verzicht. Eine nur oberflächliche Leidenschaft wird wahrscheinlich daran kaputtgehen: An dem Unvermögen, einen Zusammenhang zwischen den persönlichen und gesellschaftlichen Interessen herzustellen. An der nicht gefestigten Lebenshaltung des einen oder anderen Partners. An dem Nichtverstehen der Notwendigkeit des Soldatseins und den damit verbundenen Einschränkungen. Kurzum, an einer Bindung eben, die ob des Fehlens gleicher oder bereits angenäherter Lebensauffassungen und politischer Erkenntnisse sehr arm und nicht geeignet ist, Bewährungsproben standzuhalten. Es gibt auch im Zusammenleben zweier sich Liebender keine unpolitische Insel, auf die man sich zurückziehen kann. Und so wie man dem Partner bei anderen Gelegenheiten hilfsbereit die Hand reicht, sollte man es auch zur Entwicklung gemeinsamer sozialistischer Lebensauffassungen tun.



Wenn einer aus der Reihe tanzt, müssen dann alle dafür büßen?

Soldat Horst Morawe

Eine solche „Gleichmacherei" kommt, wenn überhaupt, meist so im Nebenher des militärischen Tagesablaufs vor. Wie bei Ihnen: Der Hauptfeldwebel läßt die ganze Kompanie den Weg zum Frühstück zweimal und im Exschritt marschieren, weil einer im Glied eine unernste Bemerkung gemacht hat. Er meint: „Die Soldaten sollen sich gegenseitig erziehen." Da ist schon was dran. „Die Soldaten wissen, wer es war, und werden ihm nun Bescheid stoßen." Da freilich – so meine ich – ist nichts dran. Ein militärisches Kollektiv ist kein Einzelwesen. Ohne Erziehung, die auf den e i n z e l n e n Soldaten abgestimmt ist, gibt es kein kollektives Handeln. Und ich muß auch dem Kollektiv genau sagen, wie und wo es bei der Erziehung des einzelnen mithelfen kann und muß, darf es also nicht als eine Art dressierten Tausendfüßler betrachten, der am ganzen Leib bestraft wird, wenn ein Fuß aus dem Tritt kommt. Was kommt dabei heraus?
Jene Soldaten, die sich Mühe geben, merken, daß ihr Vorgesetzter sie nicht erkennt und daher nicht anerkennt. Das kränkt sie. Oder der Vorgesetzte erweckt den Eindruck, er weiß nicht recht, welche pädagogische Maßnahme speziell hierher und auf den betreffenden Genossen paßt. Und spätestens da leidet nicht nur seine Autorität, sondern die Soldaten werden selbst unsicher: Vielleicht war das Vergehen nicht so schlimm? Was sollen wir da noch eingreifen? Und der wirkliche Sünder ist fein raus. Gerade das, was Ihr Hauptfeldwebel also erreichen wollte, nämlich das Kollektiv gegen ein „Aus-der-Reihe-Tanzen" zu mobilisieren, schlägt ins Gegenteil um: Die Soldaten resignieren, fühlen sich ungerecht behandelt, verlieren das Vertrauen. Das nimmt nicht nur dieser Strafe die erzieherische Wirkung, sondern auch anderen Forderungen.
Und Sie, Genosse Morawe, haben völlig recht, wenn Sie so etwas wurmt. Zumal Kollektivstrafen auch nach der DV verboten sind.

Ihr Oberst

Karl Helmut Freitag

Chefredakteur

MÄNNER *mit* MASKE



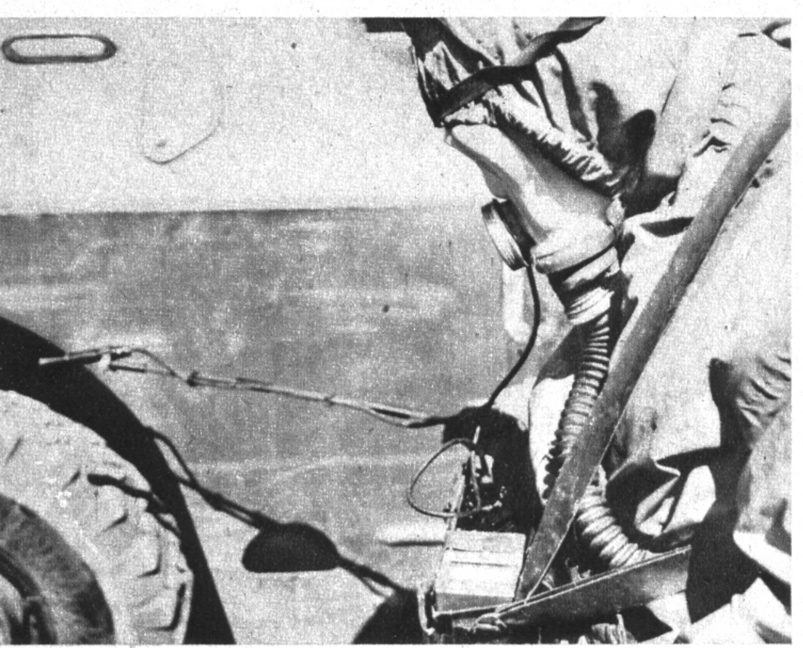
sind die Angehörigen der Gruppe von Unteroffizier Gresel geworden. „Fertigmachen zur KC-Aufklärung" hieß der Befehl, der die Soldaten in die vollständige Schutzbekleidung schlüpfen läßt. Mit ihr überwinden sie aktivierte, vergiftete und verseuchte Geländeabschnitte.





Soeben noch liefen sie in gestrichelten Tarnanzügen herum. Nun aber, auf das Kommando „Fertigmachen zur KC-Aufklärung!", schlüpfen die Soldaten in die Schutzbekleidung und streifen die Schutzmasken über den Kopf. Derart „maskiert", sehen sie jetzt alle gleich aus. Nur die unterschiedlichen Körpergrößen lassen noch erkennen, wer wer sein könnte.
Die Männer mit den Masken gehören einer Kompanie der chemischen Abwehr an. Wir begleiten sie bei ihrer Ausbildung, um einen Einblick in ihre Tätigkeit zu erhalten. Einheiten der chemischen Abwehr gibt es bereits seit dem ersten Weltkrieg, als chemische Kampfstoffe erstmalig eingesetzt wurden. Die Bedeutung dieser Spezialtruppen wuchs mit der zunehmenden Zerstörungskraft der modernen Massenvernichtungsmittel. Die imperialistischen NATO-Armeen haben den Einsatz chemischer Waffen in großem Umfang trotz völkerrechtlichen Verbots in ihre aggressiven Kriegspläne einbezogen. Die sozialistischen Bruderarmeen tun also gut daran, sich auf die Abwehr eines möglichen Einsatzes solcher Mittel gründlich vorzubereiten. Im Zeitalter der Raketenwaffen haben die Einheiten der chemischen Abwehr auch die Aufgabe, Kernwaffeneinsatzmittel des Gegners aufzuklären, die eigenen Truppen vor dem möglichen Einsatz zu warnen und Maßnahmen zu treffen, um die Wirkung gegnerischer Kernwaffenschläge maximal zu mindern.
„KC-Aufklärung" lautet die Aufgabe. Das ist die Kurzbezeichnung für Kernstrahlungs- und chemische Aufklärung. Sie wird durchgeführt, um den Einsatz gegnerischer Massenvernichtungsmittel rechtzeitig zu erkennen und dem Kommandeur konkrete Angaben für seine weiteren Entschlüsse zu liefern.
Der Ausbildung liegt ein angenommener Kernwaffenschlag des Gegners zugrunde. Zwei Aufklärungsgruppen, geführt von Unteroffizier Gresel und Gefreiter Schmidt, sollen die Dosisleistung am angenommenen Nullpunkt der Detonation messen sowie Lage und Ausdehnung des aktivierten Abschnittes ermitteln und markieren.
Im Ernstfall gehört viel Mut dazu, sich schon kurz nach einer Kerndetonation in das aktivierte Gelände zu wagen. Zwar sind Druckwelle, Lichtstrahlung und die bei der Detonation un-





MÄNNER mit MASKE

sind nicht nur um die Gesundheit aller nachkommenden Einheiten bemüht, sondern achten auch streng auf sich selber. Nach der Spezialbehandlung, so wird das Entaktivieren und Entgiften von Mensch und Technik genannt, überprüft der Meßmann mit einem Kernstrahlungsmeßgerät zuerst das Fahrzeug.





mittelbar auftretende Kernstrahlung bereits vorüber. Doch wie stark ist die noch längere Zeit anhaltende restliche Kernstrahlung? Der Boden, die Pflanzen, Geländeobjekte, technische Kampfmittel – alles ist mit radioaktivem Staub befallen. Gelangen die Staubteile auf ungeschützte Hautstellen oder durch die Atmungsorgane in den Organismus, lösen sie die Strahlungskrankheit aus. Die Schwere der Schädigung hängt ab von der aufgenommenen Strahlungsdosis und von der Dauer des Aufenthaltes in dem aktivierten Gelände.

Die Angehörigen der Aufklärungsgruppen sind sich dieser Gefahren bewußt. Deshalb prüfen sie sorgfältig den Sitz ihrer Schutzmasken und der -bekleidung. Ebenso gewissenhaft verschließen sie ihre Schützenpanzerwagen, mit denen sie das aktivierte Gebiet überwinden werden.

Ausgerüstet mit Radiometer, Kampfstoffanzeiger, Markierungsfähnchen und -zetteln (zur Kennzeichnung befallener Gebiete und Objekte), beginnen die Genossen die Fahrt. Der Zugführer hat sie in die Fahrstrecken gründlich eingewiesen. Von den zu erbringenden Werten hängt es ab, welche weiteren Entscheidungen der Truppenkommandeur zur Fortsetzung der Kampfhandlungen treffen muß.

Im Raum nahe dem angenommenen Nullpunkt der Detonation angekommen, trennen sich die Gruppen. Die Gruppe Schmidt fährt links, die Gruppe Gresel rechts um das Zentrum der Detonation herum. Getrennt voneinander messen sie an verschiedenen Geländepunkten die Dosisleistung der noch vorhandenen radioaktiven Strahlung. Gleichzeitig prüfen sie mit dem Kampfstoffanzeiger, ob auch noch chemische Kampfstoffe vorhanden sind. Sie messen sowohl vom Fahrzeug aus als auch zu Fuß. An jedem Meßpunkt stellen sie ein gelbes Markierungsfähnchen auf, in dessen aufgenähte Tasche sie einen Markierungszettel stecken mit Tag und Uhrzeit sowie der gemessenen Dosisleistung.

Es handelt sich um eine Übung. Die Zeiger der Meßgeräte bleiben in ihrer Ausgangslage stehen. Die Genossen arbeiten mit angenommenen Werten, die der Gruppenführer befiehlt und in die Meldeskizze einträgt. Sie handeln so, wie es im Ernstfall notwendig wäre. Unter der Schutzausrüstung ist es nicht leicht, zu arbeiten. Jeder Schritt auf dem unebenen Boden fällt doppelt schwer. Die Unterbekleidung ist schnell patschnaß geschwitzt. Die Maske erschwert das Atmen, sie begrenzt die Sicht und die Verständigung. Daran aber müssen sich die Genossen gewöhnen, deshalb wird immer wieder trainiert. Keiner, der sich eine unerlaubte Erleichterung verschafft. Im Interesse des Auftrages, im Interesse der eigenen Gesundheit schließlich. Sie üben für einen möglichen Ernstfall. Da könnte jede Unvorsichtigkeit schlimme Folgen haben.

An einem vorher nach der Karte vereinbarten Treffpunkt, eine Wegegabel in einem Waldstück, stoßen die beiden Fahrzeuge wieder zueinander. Die Gruppen haben ihren Auftrag erfüllt. Die Dosisleistung rund um den Nullpunkt ist unterschiedlich. Aus den Meldeskizzen der Gruppenführer ist ersichtlich, wo sie noch am stärksten ist und wo andererseits die Truppen ohne ernsthafte Schäden und größere Umwege das Gelände durchfahren können. Das Ergebnis wird dem Kommandeur per Funk übermittelt.

Doch damit ist die Arbeit der Männer mit den Masken noch nicht beendet. Nach mehreren Kilometern Fahrt verlassen sie den aktivierten Raum. Am Platz für Spezialbehandlung befreien sie zunächst ihre Fahrzeuge und Geräte, dann ihre Schutzausrüstung von den radioaktiven Stoffen. Bürsten und spezielle Spülmittel treten in Aktion, um den Staub zu entfernen. Zur Kontrolle nehmen sie dann an sich selbst noch die Strahlungskontrolle vor, um ganz sicher zu gehen. Nun erst können sie sich „demaskieren". Erst streifen sie die Masken ab, dann die unbequemen Anzüge. Endlich können sie wieder unbehindert atmen. Nun auch zeigen sie wieder ihre eigenen, unverwechselbaren Gesichter, glühendrot und schweißgebadet. Die Anstrengungen der letzten Stunden hinterließen ihre Spuren.

Oberstleutnant Rolf Dressel

MÄNNER *mit* MASKE

haben auch nach dem Gefechtsauftrag alle Hände voll zu tun. Bei der Arbeit im Gelände sind die Aufklärer vom radioaktiven Staub befallen worden. Deshalb müssen sie erst ihre Fahrzeuge, Waffen und dann sich selbst entaktivieren und entgiften, d. h., alles sorgfältig mit Lösungsmitteln abwaschen und absprühen. Erst, wenn die Technik und die persönliche Schutzausrüstung den höchstzulässigen Aktivierungsgrad unterschreitet oder völlig frei von chemischen Kampfstoffen ist, kann befohlen werden: „Schutzausrüstung ablegen!"

Soldaten schreiben für Soldaten

Abfahrt

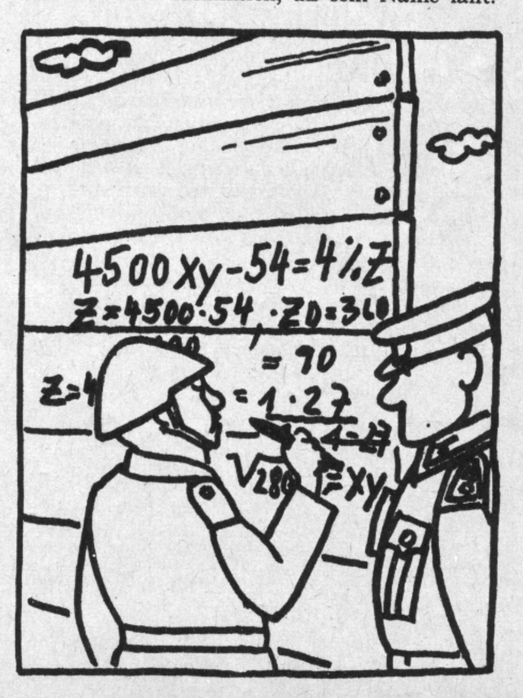
Bahnhofsgetöse –
Menschen eilen an mir vorüber,
zerren an ihren Mänteln,
tragen große Koffer.
Mädchen lächeln mich an,
ich merke es kaum.
Ein Liebespaar küßt sich,
ich drehe mich um
und wünsche mir,
du wärst hier, an meiner Seite.
Doch du bleibst allein in der Stadt,
mit dem Feuer meiner Liebe im Herzen.
Hüte es, gib acht,
damit es nicht erlischt,
damit es dir bleibt,
wärmend in der Einsamkeit
und es mir den Weg zeigt,
zurück zu dir!

Stabsmatrose Hans-Walter Molle

Sorgen mit der Eskaladierwand

Der Soldat Grüber ist ein untersetzter und zur Fettleibigkeit neigender junger Mann. Während der Grundausbildung bemüht er sich vergeblich, die Eskaladierwand zu überwinden. Hauptmann Schneider und Hauptfeldwebel Lemke sehen sich kopfschüttelnd das verzweifelte Gestrampel an. Schließlich wird es dem Hauptfeldwebel zu bunt. Er läßt den Soldaten kommen. „Sport getrieben?" fragt er.
Soldat Grüber zuckt etwas hilflos mit den Schultern. „Schach gespielt..."
Hauptfeldwebel Lemke fühlt sich verkohlt. Er will aufbrausen. Doch Hauptmann Schneider schmunzelt. Und wenn der Kompaniechef schmunzelt, kann sein Hauptfeldwebel nicht aufbrausen. Also quält sich auch Hauptfeldwebel Lemke ein etwas verkrampftes Schmunzeln ins Gesicht, fragt aber bissig: „Und dazu ab und zu als Ausgleich Kreuzworträtsel geraten, was?"

„Das weniger", schüttelt Soldat Grüber den Kopf, „lieber an mathematischen Problemen herumgeknobelt."
Hauptfeldwebel Lemke schielt fragend zu seinem Hauptmann hin. Der horcht interessiert auf und fragt den Soldaten Grüber nach seinem Beruf.
„Ich habe vor einigen Wochen mein Mathematikstudium beendet", erhält er zur Antwort.
Hauptmann Schneider denkt daran, daß er einen guten Mathematiker braucht, der Vermessungen vornehmen kann, und er denkt auch an sein Fernstudium. Nach Dienstschluß läßt er den Soldaten Grüber zu sich bitten. Eine Viertelstunde später sitzen sie beide am Tisch und rechnen.
Doch die Eskaladierwand hat der Soldat Grüber damit noch nicht überklettert. Für ihn ist sie ein Mount Everest. Er kann und kann sie nicht bezwingen, so sehr er sich auch bemüht. Nur wenn seine Kameraden nachhelfen, geht es. Hauptfeldwebel Lemke raunzt: „Und wenn Sie noch solch ein Mathegenie sind, mein Lieber, rüber müssen sie allein über die Wand, sonst bleibt die Ausgangskarte für Sie eine unbekannte Gleichung, klar?"
Am ersten Ausgangstag werden die jungen Soldaten von Hauptmann Schneider noch einmal über das Auftreten und Verhalten außerhalb der Kaserne belehrt. Soldat Grüber hört dabei nur mit halbem Ohr hin, denn er hat es nicht geschafft, die Eskaladierwand ohne Hilfe zu überqueren und deshalb auch keinen Ausgang eingereicht. Nach den ermahnenden Worten des Hauptmanns teilt Hauptfeldwebel Lemke die Ausgangskarten aus.
Grüber zuckt zusammen, als sein Name fällt.



Er bleibt ungläubig und wie angenagelt stehen. „Soldat Grüber", wiederholt der Hauptfeldwebel eine Nuance stärker.
Grüber prescht nach vorn, rempelt dabei fast seinen Vordermann zu Boden.
„Na also", schüttelt der Hauptfeldwebel den Kopf, „dachte schon, Sie seien auch noch schwerhörig." Er streckt die Hand mit der Ausgangskarte vor, zieht sie jedoch schnell wieder zurück. „Kommen Sie eigentlich nun schon ohne Hilfe über die Eskaladierwand?" forscht er mißtrauisch, sich seiner Drohung erinnernd.
Die Freude erlischt in dem Gesicht des Soldaten Grüber. Doch bevor er es verneinen kann, sagt Hauptmann Schneider zum Hauptfeldwebel: „Er kommt, er überwindet die Eskaladierwand. Vorerst allerdings nur... geistig."

Müller – Nauen



Pech

Der Soldat Seidel hat wieder einmal eine neue Freundin, und wieder einmal ist es bei ihm natürlich die „große Liebe". Er möchte die neue Flamme näher kennenlernen und sich deshalb vor einer mehrtägigen Felddienstübung drücken. Deshalb entdeckt er so von heute auf morgen allerlei Leiden, prägt sie sich ein und schleppt sie fein geordnet zum Med.-Punkt hin.
Geduldig hört sich der Arzt die Klagen des Soldaten an. Danach untersucht er ihn eingehend.
„Nicht wahr, Genosse Hauptmann, meine Gesundheit ist ganz schön angegriffen, nicht?" erkundigt sich Soldat Seidel.
Der Hauptmann schweigt sich aus.
„Ich brauche aber bestimmt nur einige Tage Schonung", fühlt Soldat Seidel vor.
„Schonung?" Der Arzt blinzelt den Fragesteller an. „Mann, Sie haben doch eine Pferdenatur."
„Eine Pferdenatur?" stottert Seidel enttäuscht.
„Na klar", bestätigt es ihm der Mediziner, „denn sonst hätten Sie die Leiden, die Sie mir da alle aufgeblättert haben, doch gar nicht aushalten können."

Müller-Nauen

Auf dem Posten

Zwei Stunden sind vergangen. Stunden, in denen eigentlich alles wie üblich verlief: Die MPi drückte wie immer, keinerlei Zwischenfälle – wie meistens.
Die ungeheure Hitze war mir neu. Zuerst glaubte ich, man könnte sie nicht überstehen. Jetzt aber ist der letzte Schweißtropfen verdampft, und eine eigensinnige Wut hält meinen Körper aufrecht: Ich *muß* durchhalten!
Wenn nur der peinigende Durst nicht wäre! Dann wäre alles viel einfacher.
Wiederholt blicke ich auf meine Uhr. Soll ich mich ärgern oder froh darüber sein? Meine Uhr ist stehengeblieben...
Nach einigem Zögern ziehe ich sie wieder auf, stelle sie aber keine Minute vor. Wozu auch. Ich wußte ohnehin nicht, wie lange alles dauern würde.
Das ist wieder ein Einsatz! Wir müssen eine große Festveranstaltung sichern, und eigentlich hatte ich mir die Sache sogar recht nett vorgestellt. Posten stehen und dabei Musik anhören, so etwas gibt es schließlich nicht alle Tage!
Gut. Ich habe mich geirrt. Die einzige Musik, die mir Gesellschaft leistet, besteht in dem Zischen der dampfenden Rohre, und ab und zu kommt es vor, daß mir ein Wassertropfen tröstend seine feuchte Hand reicht.
Apathisch durchmesse ich den kleinen Hydraulikraum: Sieben Schritt, dann drei Schritte zurück und drei quer. Vor mir befindet sich die große schwere Tür. Mit einem harten Ruck öffne ich sie und atme gierig die frische Luft ein.



Illustration: Paul Klimpke

Also. Die Treppe! Nur wegen dieser Treppe stehe ich hier. Ich könnte dieser Treppe direkt böse sein, aber sie schickt mir wenigstens Kühlung. Kühlung und für kurze Zeit Vergessen.
Reglos stehe ich vor den Stufen. In meinem Kopf hämmert es, und ein leichtes Summen schwillt an und ab. Das Summen wird immer stärker, bis es als Sowjetsoldat vor mir stehen bleibt.
Ich muß schon ganz schön fertig sein! Mühsam forme ich die Worte: „Stoj! Stehenbleiben..."
Der Sowjetsoldat steht wie erstarrt.
Schnell erfasse ich die Situation. „Pst, Tichi!... Was willst du hier? Gesungen wird auf der Bühne!"
Er schaut mich verlegen an, und ich fühle, wie er nach Worten sucht. Dann lächelt er spitzbübisch und fragt mich gelassen: „Du auch Soldat?"
Ich nicke leicht, obwohl ich sonst eigentlich immer sehr eingebildet auf meinen Gefreitenbalken bin.

Sie an ihn

Lange hast du mir nicht mehr geschrieben,
übermorgen ist es sieben Tage her.
Hast nur Zeit, mit dem Gewehr zu üben,
hoffentlich nicht auch, dich zu verlieben,
läuft dir eine Funkerin verquer.

Wie gefallen dir die Kameraden
oder der gestrenge Unteroffizier?
Mutti sagt, es kann dir mal nicht schaden,
das Marschieren stärkt nicht nur die Waden.
Doch was habe ich solang' von dir?

Schrecklich lange ist ein Wochenende!
In Gedanken schlendre ich dahin
durch das uns bekannte Parkgelände,
und ich spüre wohlig deine Hände
(sogar da, wo ich empfindlich bin).

Daß ich sowas denke, läßt mich ganz erröten.
Welch ein Glück, daß mich dann keiner sieht!
Aber wie die Langeweile töten?
Tschüß für heute, will noch mal zu Greten!
Samstag, sechzehn Uhr, pfeif ich dein Lied...

Franz Hannemann

Heftig drückt er mich und gibt mir schnell rechts und links ein Küßchen. Ich drücke mit, und beide lachen wir laut. Zu laut. Hätte das mein Chef gehört! Aber unser Kompaniechef war es ja, der vor dem Einsatz mahnte: „Flexibel sein! Höflich sein! Ihr sichert nicht nur eine Veranstaltung, sondern ihr repräsentiert auch!"
Ich weiß nicht, ob ich ein guter oder ein schlechter Repräsentant bin, dafür aber bald, wie mein Gegenüber heißt (Menja sowut Shenja). Es entwickelt sich die übliche Konversation: Wie alt bist du? Wie lange dienst du schon? Woher kommst du? Bis es Shenja zu viel wird. Er langt in eine Uniformtasche und befördert ein Päcken Zigaretten ans Tageslicht. Bedeutungsvoll hält er es mir unter die Nase. Tief ziehe ich den würzigen Duft des dunklen Tabaks ein, und ein Verlangen steigt in mir auf. Jetzt eine Zigarette rauchen! In arger Bedrängnis flüstere ich: „Nein. Offiziere! Und außerdem: Gute Sänger rauchen nicht!"
Es kostete mich ungeheure Überwindungskraft, die Zigarette zurückzuweisen. Traurig sieht mich Shenja an. Etwas beleidigt meint er dann: „Ich singen gut, sehr gut!... Schiroka strana maja..."
„Tichi, Shenja, tichiii!!!" fluche ich.
Shenja stört es nicht. Er singt um so lauter.
„Verdammt, charascho! Gut!"
Ich lange in Shenjas Jackentasche, schnappe mir die Zigaretten und zünde mir eine an. (Das *Rauchen* auf Posten ist *untersagt!*)
Mit vollen Zügen genieße ich den Rauch und ärgere mich zugleich. In der einen Hand halte ich die Zigarette, in der anderen die Schachtel. Wenn jetzt Kontrolle käme!
Ich reiche Shenja die Schachtel zurück, doch der wehrt ab und verschwindet, als habe er es plötzlich sehr eilig.
War schon ein verrückter Kerl, dieser Shenja. Ich trete die Zigarette aus, verwische die Spuren meiner schändlichen Tat und gerate ins Grübeln.
Ach, Shenja! Du bist doch auch Soldat. Wie konnte es dir nur so schwerfallen mich zu verstehen!
Während ich auf und ab gehe, beginne ich erneut zu schwitzen, und mein gehässiger Begleiter, der Durst, treibt seine wildesten Späße mit mir. Wieder öffne ich die Tür in der Hoffnung auf Kühlung. Und was sehe ich? Zwei sowjetische Offiziere. Der eine hält eine Tasse und eine Schallplatte in seinen Händen, während der andere sich mit einer mächtigen Kanne abmüht (hoffentlich nicht mit Wodka!) und mir herzliche Grüße von Shenja übermittelt.
Vielen Dank, Shenja. Dafür, daß Du mich doch verstanden hast.

Unteroffizier d. R. Bernd H. Schuldes



ÜBERSCHWERE GRANATWERFER • SCHUSSENTFERNUNGEN BIS 10000 m • DREI SCHUSS/min. • SCHWERE „KOFFER" IM ROHR • KALIBER 160 UND 240 mm • HALBAUTOMATIS

Spucken große Bogen



Nicht jeder, der große Bogen oder Töne spuckt, hat entsprechend Bedeutsames zu bieten. So jedenfalls will der Volksmund das geflügelte Wort verstanden wissen. Bei den überschweren Granatwerfern der sowjetischen Artillerie ist das anders. Schon als sie das erste Mal wummerten und ihre massigen Wurfgranaten in hohem Bogen zum Feind schickten, gaben sie der Redewendung einen neuen Inhalt. Die Wirkung der senkrecht auf die Unterstände und Stellungen des Gegners fallenden viele kg schweren Granaten war die von Bomben. Der Gegner nahm auch beim ersten Überfall der neuen Werfer an, von Bombern angegriffen zu sein und gab „Fliegeralarm". Das geschah vor genau 30 Jahren, in der Schlacht am Kursker Bogen.

Die Nächte zu jener Zeit waren voller Leben. Unablässig rollten von der Dämmerung bis zum Morgengrauen die Transportkolonnen mit Mannschaften, Munition, Waffen und Gerät nach vorn. Im Schutze der Dunkelheit waren 20000 Geschütze aller Kaliber in Stellung gebracht worden. Unter denen, die mit Schleppern in Richtung Front fuhren, befanden sich welche, die mit dem Rohr an den Zughaken gekoppelt waren. Unter ihrer Abdeckplane konnte man die Konturen großer Scheiben erkennen. Die Männer der Bedienungen murmelten auf neugierige Fragen nur etwas Unverständliches in ihren Bart, eine genaue Antwort erhielt niemand.

Vorn in der Stellung entpuppten sich diese Geschütze als großkalibrige Granatwerfer der Divisionsartillerie, die direkt von der Erprobung zum Einsatz kamen. Die „Scheibe" am Ende des fast drei Meter langen Rohres war die 130 kg schwere Bodenplatte.

„Wie wollen die denn das Ding laden?" fragten sich die von den 80er und 120er Batterien als sie die „Schornsteine" in den Himmel ragen sahen.

Diese Frage bewegte lange vorher noch ganz andere Leute – bekannte Konstrukteure der Hauptverwaltung Artillerie, Techniker, Geschützmeister. Sie kamen nach mancherlei Probieren

CHE LADEKIPPVORRICHTUNG • MARSCHGESCHWINDIGKEIT 50 km/h

Divisionsgranatwerfer 43

Kaliber	*160 mm*
Masse in Feuerstellung	*1 300 kg*
Masse der Wurfgranate	*41 kg*
Schußentfernung	
maximal	*bis 8 000 m*
minimal	*620 m*
Erhöhung	*45 . . . 80°*
Anfangsgeschwindigkeit je nach Ladung	*140 . . . 245 m/s*
Schußfolge	*3 Schuß/min*



darauf, beim Mörser eine Anleihe zu nehmen. Der neue Granatwerfer sollte also ein Hinterlader werden. Und so geschah es auch . . .

Es verging allerdings einige Zeit, denn die Konstruktion eines relativ einfachen und für seine Größe leichten Werfers erforderte keinen geringen Arbeitsaufwand. Die taktisch-technischen Forderungen an ein derartiges Geschützsystem wurden schon 1940 beraten. In der Tarnsprache hieß es Projekt GAU, von der Abkürzung für Hauptverwaltung Artillerie abgeleitet.

Um schnell zu einem guten Resultat zu kommen, schrieb das Volkskommissariat für Bewaffnung einen Wettbewerb aus, an dem sich mehrere Konstruktionsbüros beteiligten. Ein knappes Jahr später begannen die Erprobungen auf dem Schießplatz. Zwei von acht vorgeführten Modellen bestanden die Prüfung. Das waren die Konstruktion Schawrigins, des Konstrukteurs der noch heute in allen sozialistischen Armeen gebräuchlichen 120-mm-Werfer, und das Modell von Prof. Tewerowski. Einige Muster waren beim Belastungsbeschuß gescheitert. Nach fünf bis sechs Schuß waren die Rohre unbrauchbar. Andere wieder waren zu schwer und zu unbeweglich. Ihre Masse betrug mehr als drei Tonnen. Auch die nach der alten Ansicht, daß der Granatwerfer unbedingt zerlegbar sein müsse, gebauten Muster bestanden nicht die Prüfung. Sie zerlegten sich beim Schießen selbst.

Nun konnte der Wettlauf der beiden auserwählten Systeme beginnen. Er wurde im Hof des Volkskommissariats für Bewaffnung auf ganz simple Art ausgetragen. Ein einfaches Exempel entschied.

Marschall der Artillerie Woronow, der Förderer des GAU-Projektes, befahl, die Riesen im Mannschaftszug um das Hofrund zu fahren. Die Bedienung des Tewerowski-Werfers schaffte es auf Anhieb. Schawrigins Modell blieb „sitzen", weil es zweieinhalbmal schwerer war als die „Konkurrenz".

Mit dieser Entscheidung war der Weg frei für die Entwicklung des „Langrohrigen" zur Truppenreife.

Sorgfältig gingen die Konstrukteure noch einmal Detail um Detail durch, verbesserten hier etwas, gestalteten dort etwas einfacher und sparten an Masse ein, wo es nur ging. Ihr Ausgangspunkt allen Tuns war: Die Waffe sollte alle Merkmale eines großkalibrigen Granatwerfers besitzen, aber die Wirkung des Mörsers aufweisen. Es ist das Verdienst von Professor Tewerowski, die gelungene Verbindung der hauptsächlichen Eigenschaften des schweren Mörsers und des klassischen Granatwerfers in seiner Konstruktion vereinigt zu haben. Er löste sich von der her-



Überschwere Granatwerfer eignen sich besonders zur Bekämpfung von Kräften und Mitteln hinter Deckungen bzw. in befestigten Stellungen.

kömmlichen Auffassung, daß jeder Granatwerfer in Lasten zerlegbar sein müßte und beschritt neue Wege. Rohr und Bodenplatte setzte er fest auf eine Radlafette mit dämpfenden Eigenschaften. Trotz des großen Kalibers von 160 mm gelang es, ohne Rücklaufeinrichtung auszukommen. Die Bodenplatte war so berechnet worden, daß sie den starken Rückstoß auffängt und an den Erdboden weitergibt. Dadurch machen sich alle Mechanismen überflüssig, die bei Geschützen mit Rückstoß üblich sind: Rohrbremse, Rücklaufeinrichtung und Rohrvorholer. Der Clou der Konstruktion ist aber die Ladevorrichtung. Nicht die Methode des Ladens von hinten wie beim Mörser, sondern die konstruktive Lösung. Das hintere Stück des Rohres ist schwenkbar gelagert. Eine Kurbeldrehung genügt, und das Rohr nimmt die horizontale Lage ein. Nach dem Laden drückt das Gewicht der Granate das Rohr von selbst in seine alte Lage zurück. Damit wurde auch eine für diese Waffe relativ hohe Kadenz erzielt. Drei Schuß in der Minute beträgt die Norm. Und noch etwas wirkt sich vorteilhaft durch diese Lademethode aus. Die Gefahr des doppelten Ladens, wie sie in der Hitze des Gefechtes beim „Vorderlader" vorkommen kann, ist von vornherein beseitigt.

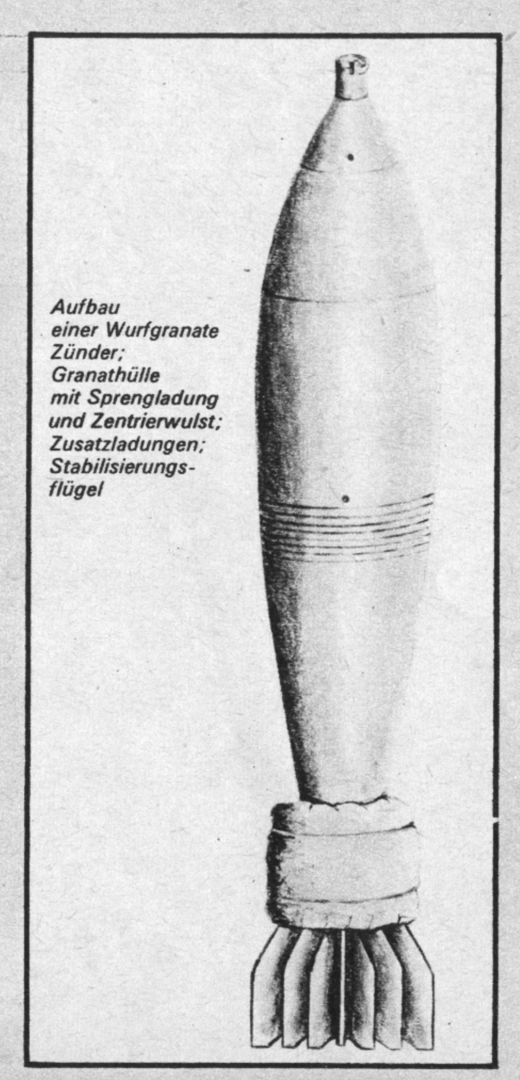
Natürlich mußten sich in der ersten Zeit die Bedienungsmannschaften an die neue Waffe gewöhnen. Manches Mal versank die Bodenplatte völlig im Morast, wenn die Feuerführung längere Zeit dauerte. Wie dann den Werfer wieder flott kriegen? Artilleristen sind Kraftakte gewöhnt. Aber hier helfen weder Brechstangen noch Hebebäume. Die Bedienung hängt sich in so einem Falle einfach an das Rohr. Hilft das auch nicht, wird die Zugöse angesetzt, und der Schlepper zerrt den Werfer aus dem Dreck. Das war im Kriege so und ist bis heute so geblieben.

Mittlerweile ist dem 160er ein noch „dickerer", der 240-mm-Granatwerfer gefolgt. Er stellt zur Zeit die Spitze im internationalen Granatwerferbau dar. Die guten Erfahrungen der sowjetischen Artillerie mit dem 160-mm-Werfer unter Gefechtsbedingungen bewogen die Experten zum Bau des noch größeren Typs. Für ihn sind Ziele hinter Bergkuppen, in tiefen Einschnitten oder Schluchten erreichbar. Seine Granaten überwinden in steiler Flugbahn Hochhäuser. Die bis zu 100 kg schweren Wurfgeschosse mit ihrer Splitter- und Sprengwirkung leisten durch den steilen Auftreffwinkel ganze Arbeit. Sie durchschlagen Erd-Holz-Befestigungen und Steinbauten. Ihre Splitter breiten sich nach allen Seiten gleichmäßig aus, sodaß ein Teil der natürlichen Streuung kompensiert wird.

Überschwere Granatwerfer haben einen festen Platz in der sowjetischen Artillerie. Sie ergänzen die Palette der herkömmlichen Rohrgeschütze. Im Kampf gegen Kräfte und Mittel des Gegners können sie auf kurze Distanzen, etwa 650 bis 800 m, sowie auf große Entfernungen eingesetzt werden. Die größte Schußweite beträgt über 10 000 Meter.

„Jede Waffenart hat ihren technischen Zweck", sagte der Chefkonstrukteur der sowjetischen Artillerie, Generaloberst Grabin, als er nach der Bedeutung der Kanonen, Haubitzen und Werfer im Raketen-Kernwaffenkrieg gefragt wurde. Auch nach einem Raketenschlag bleiben Bunker, Feuernester und andere Feldbefestigungen übrig. „Um diese Reste der gegnerischen Verteidigung zu vernichten, ist eine hohe Feuerdichte eine schnelle, genaue und mitunter auch eine recht lange Feuerführung notwendig. Dazu ist aber nur die Rohrartillerie in der Lage."

Die überschweren Granatwerfer von heute sind hinsichtlich ihrer Konstruktionsmerkmale anders als ihre Prototypen oder Vorläufer der Vergangenheit. Zähe Leichtmetallegierungen verringerten ihre Masse weiter, vervollkommnete Mechanismen erleichtern die Bedienung, und Wurfgranaten mit Spezialladungen erhöhen die Wirkung. *K. E.*



Aufbau einer Wurfgranate
Zünder;
Granathülle mit Sprengladung und Zentrierwulst;
Zusatzladungen;
Stabilisierungsflügel

Einen Granatwerfer mit der Rohrlänge von über drei Metern auf herkömmliche Art, von oben zu laden, noch dazu mit über 40 und mehr kg schweren Wurfgranaten, wäre nur mit Kran und Gerüst möglich. Die sowjetischen Konstrukteure ersannen die Lösung: Sie nahmen beim Mörser Anleihe und versahen die neuen Granatwerfer mit einer Ladekippvorrichtung. Dadurch wurde das Laden von hinten möglich. Befindet sich die Wurfgranate im Rohr, kippt es durch die Last in die alte Stellung zurück. Die „Koffer" werden auf Karren herangebracht und von vier Mann auf das Ladegestell gehoben.



Gute Atmosphäre

Mein Sohn fühlt sich wohl bei der NVA. Wesentlich war die gute Atmosphäre, die er dort angetroffen hat. Das begann mit organisatorischen Kleinigkeiten: Nachdem die Einkleidung beendet war, standen auch schon genug Postmietbehälter bereit, damit die jungen Soldaten ihre Zivilsachen heimschicken konnten. Ich habe gehört, daß nicht überall dafür gesorgt ist.
Ernst-Dieter Küchenmeister, Karl-Marx-Stadt

„Wunderwaffe" half nicht

Was versteht man unter dem Begriff V 2?
Marion Kyling, 4306 Harzgerode

Eine von der faschistischen Wehrmacht entwickelte Rakete. Sie diente zur Bekämpfung weit entfernt liegender Ziele, vor allem in England, und wurde unter strengster Geheimhaltung in meist unterirdischen Rüstungsbetrieben hergestellt. Die faschistische Propaganda bezeichnete sie als „Wunderwaffe"; sie sollte den Untergang des Faschismus verhindern bzw. hinauszögern.



Genossin Hauptfrau?

Wenn eine weibliche Armeeangehörige den Dienstgrad Hauptmann trägt, wie wird sie dann angesprochen? Mit Hauptfrau?

Inge Fischer, 74 Altenburg

Sie ist die Genossin Hauptmann.

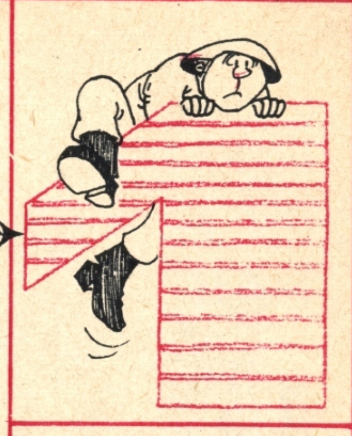
Reservisten helfen Grenzern

Viele Reservisten unseres Ortes arbeiten als freiwillige Helfer der Grenztruppen, einige bereits seit 1956. Unsere Aufgabe ist nicht gerade leicht, aber wir erfüllen sie mit all unserer Kraft. Seit 1971 führen wir ein Brigadetagebuch, und voriges Jahr begannen wir auch, ein Traditionszimmer einzurichten.
Oberleutnant d. R. Werner Eicke, Ellrich

Man muß sich schon sputen ...

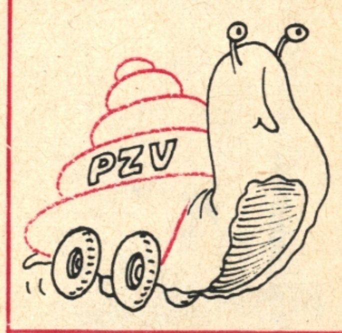
Wie ist die Normzeit auf der Sturmbahn, wenn man die Note 1 erreichen will?
Marion Schacke, 728 Eilenburg

4: 10 min für Soldaten, Unteroffiziersschüler, Unteroffiziere und Berufssoldaten bis zu 35 Jahren.



Preßluftschuppen?

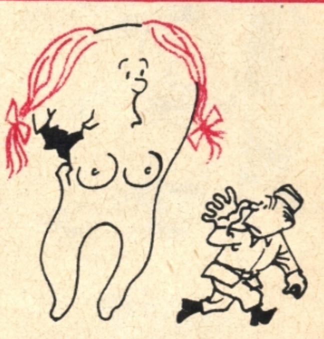
In der Gegend, die Sie bereist haben („Tanz in allen Sälen?", Heft 1/73), ist sicher wenig los in puncto tanzen. Was glauben Sie, wie es vor den Toren Berlins aussieht? Um Bernau herum führt nur eine Gaststätte Tanzabende durch. Natürlich Beat, mal mit Kapelle, mal mit Tonband – sehr abwechslungsreich, nicht wahr? Ich glaube, dort sollte mal jemand ein paar Hebel in Bewegung setzen.
G. Duhn, 1301 Melchow



Drei Jahre im Panzer

Wenn man sich für drei Jahre als Unteroffizier auf Zeit verpflichtet, kann man dann auch bei den Panzertruppen dienen?
Jürgen-Rudi Rau, 4371 Guetsch

Selbstverständlich. Sie können dort Panzerfahrer oder Kommandant werden. In beiden Fällen müssen Sie einen fünfmonatigen Ausbildungslehrgang besuchen.



Bewegliche Luftabwehr

Ich möchte Kommandant einer Fla-SFL werden. Welche körperlichen und beruflichen Voraussetzungen muß ich dafür haben?
Lutz Süßmilch, 7961 Schwarzenburg

Neben der Fahrerlaubnis Klasse V den Abschluß der 10. Klasse bzw. das Abitur sowie eine abgeschlossene Ausbildung in einem Beruf des Maschinenbaus, der Metallverarbeitung, der Elektrotechnik, als Facharbeiter der Hochfrequenztechnik, der BMSR-Technik oder der elektronischen Datenverarbeitung. Es versteht sich von selbst, daß dazu auch eine gute körperliche Verfassung gehört. In dieser Funktion ist es erforderlich, sich als Berufsunteroffizier für mindestens zehn Dienstjahre freiwillig zu verpflichten. Sie können es dann bis zum Ober- oder auch Stabsfeldwebel bringen.



Festtage an der Spree

Überall sind die Vorbereitungen für das Festival im Gange. Werden auch Armeeangehörige daran teilnehmen?
Gefreiter Roland Buchholz

Auf Beschluß des Zentralrates der FDJ werden 22 Armeeangehörige Mitglieder der offiziellen Festivaldelegation der DDR sein. Außerdem erhalten 2000 der besten FDJ-Mitglieder aus der NVA die Möglichkeit, das große Fest am Ufer der Spree mitzuerleben.

Höchste militärische Lehranstalt der DDR
Wann wurde die Militärakademie „Friedrich Engels" in Dresden gegründet?
Unterfeldwebel Kaminski

Am 5. Januar 1959. Auf Beschluß des Ministerrates der DDR wurde sie als Hochschule eröffnet.

Endlich zeitiger
Ich finde es prima, daß das Heft jetzt schon in der ersten Monatshälfte ausgeliefert wird. Da hat man wenigstens das Gefühl, ein neues, aktuelles Heft zu haben. Hoffentlich hält die Post diesen Termin.
Torsten Janik, 6056 Schleusingen

Treffende Antworten
Seit vier Jahren lese ich die „Armee-Rundschau". Besonders interessieren mich Ihre Antworten zu den Problemen von Soldaten und Unteroffizieren. Darin kommt die konkrete Arbeit mit den Menschen zum Ausdruck.
VP-Oberwachtmeister Albrecht, Leipzig

Nicht „steil" genug?
Am Rande sei vermerkt, daß seit Monaten kein „steiler Zahn" mehr in der AR zu finden ist. Hat der Fotograf die Übersicht verloren oder will er nicht mehr?
Otto Keil, 55 Nordhausen

Unter Zyperns Sonne
Mit großem Interesse las ich im Heft 11/72 den Beitrag über die Streitkräfte Zyperns. In diesem Zusammenhang würde mich interessieren, wie stark die dort stationierten UNO-Truppen sind und aus welchen Ländern sie kommen.
Karl-Heinz Tulka, 87 Löbau

Es sind rund 3000 UNO-Soldaten, darunter auch Polizisten und Sanitäter. Sie kommen aus Australien, Dänemark, Finnland, Großbritannien, Irland, Kanada, Österreich und Schweden.

Freude im voraus
Wollt ihr jetzt ständig einzelne Beiträge des nächsten Heftes schon vorher ankündigen? Ihr solltet das beibehalten, denn es unterstützt die Werbung neuer Leser. Als Angehöriger der Musterungskommission beim WKK Halle-Stadt habe ich schon viele angehende Soldaten als AR-Leser gewonnen.
Unteroffizier d. R. Siegfried Knittel, Halle

„Armee der fremden Männer"
Die Gründung der französischen Fremdenlegion, worüber Sie im Heft 9/72 schrieben, geht auf den in Paris lebenden belgischen Baron de Boegard zurück. Als eines Tages seine Börsengeschäfte zurückgingen, sah er sich nach anderen Objekten um. Da kam er auf die merkwürdige Idee, eine „Armee der fremden Männer" aufzustellen. Er schuf in Westeuropa ein großes Agentennetz, um Umhertreiber aller Art zu sammeln. Seine Werber griffen Abenteurer, Fahnenflüchtige, Gescheiterte, entlassene und geflohene Sträflinge, wandernde Handwerksburschen und Arbeitslose auf. Sie schreckten auch nicht davor zurück, betrunkene Matrosen in Hafenkneipen mit ihrer Unterschrift für seine Dienste zu erpressen. Ende 1830 hatte er über 1500 Mann zusammen. Diese verkaufte er seinem Freund Gerard, dem französischen Kriegsminister, der daran natürlich mitverdiente. Dieser brauchte die fremden Männer, die Etrangers, für seinen nordafrikanischen Feldzug gegen den Bey von Algier. Jetzt wurden die Werbebüros verstaatlicht und der Menschenhandel legalisiert. Für jedes ihrer Opfer erhielten die Greifer 800 Francs Prämie. In Siddi bel Abbes wurden die Angehörigen der Legion, die jetzt Corps d' Afrique hieß, in grausamer Weise ausgebildet und auf den Krieg gegen Algerien und Marokko vorbereitet.
Karl Jacobsen, 829 Kamenz

Ein Blick, und die Sucherei hört auf
Als eifriger Sammler besitze ich seit 1964 sämtliche AR-Ausgaben. Daher begrüße ich das neue, einheitliche Titelblatt. Endlich wird deutlich erkennbar, um welches Heft es sich handelt, und man muß nicht erst nachschlagen.
Herbert Rußbild, 1035 Berlin

Paten unter sich
Ein freundschaftliches Treffen vereinte Vertreter der Stadt Greifswald mit den Matrosen ihres Patenschiffes, des MSR „Greifswald" der Volksmarine. Eine Überraschung gab es, als Genosse Boris L. Matussow mit seiner Frau erschien, er war 1945 als Dolmetscher dabei, als die Stadt Greifswald kampflos an die Sowjetarmee übergeben worden war. Stabsmatrose Norbert Gertler berichtete über den Kampf der Matrosen um den ehrenvollen Titel

ar 5/73

Thomas trainiert neue Takte

. . . heißt es in einem Bildbericht mit Farbfoto über den Soldaten Thomas Natschinski, derzeit mot. Schütze und daneben Leiter einer NVA-Singegruppe. Sie erleben Thomas also nicht in der „Mocca-Milch-Eis-Bar" oder mit „Maja", sondern auf der Sturmbahn und in seinem SPW, bei der Gefechtsausbildung mit seiner mot. Schützen-Gruppe und beim Härtetest. Außerdem finden Sie im Maiheft des Soldatenmagazins:

Die schönsten Briefe aus unserer „Aktion Liebesbrief"

Einen Bildbericht über die Schnellbootwaffe der sozialistischen Flotten mit Röntgenschnitt eines TS-Bootes

AR-Informationen: Besoldung in der NVA

Eine Reportage aus dem Soldatenalltag in einer sowjetischen Kaserne

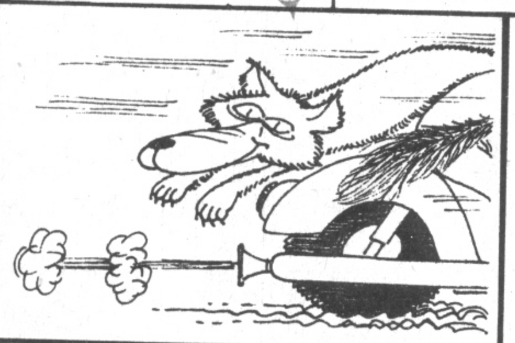
Die Geschichte einer Modelleisenbahn mit Truppenübungsplatz

„Bestes Schiff". Zum Abschluß wurde der Patenschaftsvertrag zwischen der Stadt und ihrem Schiff erneuert. Die Zusammenarbeit soll noch enger gestaltet, die Beziehungen zwischen Bevölkerung und Besatzung sollen weiter vertieft werden.
Cornelia Schmidt, 22 Greifswald

Frostschutz

Als S-Kradfahrer habe ich mir einen einknöpfbaren Pelzkragen für die Watteuniform gekauft. Nun nehmen einige Vorgesetzte daran Anstoß, weil er nicht zur Normausstattung gehöre. Was kann ich tun?
Stabsfeldwebel Dieter Gohse

In der Normausstattung sind für Kradfahrer Watteanzüge mit Webpelzkragen vorgesehen. Wenn Sie noch keinen erhalten haben, wenden Sie sich bitte über den Hauptfeldwebel an die B/A-Kammer des Truppenteils.



Veteranen zur See

Wie stark war die dänische Kriegsflotte im zweiten Weltkrieg?
Reiner Schmidt, 923 Brand-Erbisdorf

Nach 1918 stark vernachlässigt, bestand sie 1939 aus 2 veralteten Küstenpanzerschiffen (3500 ts), 6 kleinen Torpedobooten (290 ts), 9 veralteten Kleintorpedobooten (110 ts), 16 Minenlegern und -räumschiffen sowie 9 veralteten kleinen U-Booten (190 bis 300 ts).

Was jeder Fahrer verhüten sollte ...

Nach welchen Bestimmungen kann einem Armeekraftfahrer die Fahrerlaubnis entzogen werden?
Unterfeldwebel Strejcek

Das ist in der Vorschrift für den Kraftfahrdienst in der NVA (DV 17/1) geregelt. Danach sind die Vorgesetzten, vom Kommandeur des Truppenteils an aufwärts, mit Zustimmung des zuständigen Militärstaatsanwaltes und des Kfz.-Hilfssachverständigen berechtigt, die Fahrerlaubnis bei schweren Verstößen gegen die StVO und die StVZO für die Dauer bis zu zwei Jahren zu entziehen. In besonders schweren Fällen kann sie auch für ständig eingezogen werden. Der Entzug der Fahrerlaubnis erfolgt unabhängig von einer Disziplinarstrafe.

Feuer als Waffe

Im Fernsehen sahen wir eine Sendung über Vietnam. Da kamen wir auf die Frage, was Napalm ist und woraus es hergestellt wird.
Unterfeldwebel d. R. Siegfried Hauke, Werben

Napalm ist ein hochviskoses, klebriges Brandmittel, das aus Benzin, Benzol oder Dieselöl hergestellt wird unter Beimengung eines Verdickers auf der Basis von Aluminiumsalzen der Naphten- und Palminsäure (wovon der Name abgeleitet ist) sowie anderer höherer Fettsäuren. Es wird mit Flammenwerfern, Brandbomben und -granaten, Raketen usw. eingesetzt und kann nur schwer gelöscht werden. Seine Eigenschaften sind große Flächenwirkung, starke Rauchentwicklung, hohe Brenntemperatur und lange Brenndauer. Daneben hat es eine starke moralische Wirkung.

Der widerspenstige Peter

Ich war lange für die Ausbildung der Lehrlinge im VEB Energieversorgung Rostock verantwortlich. Dort hatten wir einen Lehrling, Peter mit Namen, der gut lernte, sich aber der Ordnung im Wohnheim nicht immer fügen konnte. Von der Armee wollte er nichts wissen, weil er hier schon Schwierigkeiten mit den Erziehern hatte. Er wollte studieren = Diplomingenieur für Elektrotechnik. Nach der Lehre, die er mit „sehr gut" abschloß, arbeitete er noch ein Jahr bei uns. Dann wurde er eingezogen. Nach ungefähr einem Jahr besuchte er mich. Er war Funker, und es gefiel ihm ausgezeichnet bei der Armee. Nur wollte er jetzt nach seiner Dienstzeit nicht mehr Elektrotechnik, sondern Pädagogik studieren. Warum, fragte ich ihn – weil er doch stets im Widerspruch zu den Erziehern gestanden hatte. „Bei der Armee habe ich gelernt, wie man Menschen erziehen muß" begründete er seinen Entschluß. Es sei eine schöne Aufgabe, jungen Menschen das Rüstzeug für später zu geben. Inzwischen studiert Peter. Seinen Weg zum künftigen Erzieher hat er bei der Armee gefunden, bei seinem Dienst zum Wohle unserer Heimat.
Erwin Berlin, 25 Rostock

Der Zweck gibt den Ausschlag

Worin besteht der Unterschied zwischen Panzer, Jagdpanzer und Sturmgeschütz?
Gerhard Ewert, 325 Staßfurt

Der Panzer unterstützt den Angriff der mot. Schützen mit seiner Stoß- und Feuerkraft. Dazu braucht er vor allem eine starke Panzerung und hohe Beweglichkeit; er muß auch Wasserhindernisse durchfahren können. Der Jagdpanzer ist vor allem für die Bekämpfung gegnerischer Panzer konstruiert und deswegen leicht und beweglich. Das Sturmgeschütz dagegen ist eine Artilleriewaffe, die im Interesse ihrer Beweglichkeit auf ein Fahrgestell montiert ist.



Illustrationen: Klaus Arndt

Sammler suchen ...

... Typensammlung (Waffenlexikon) aus der „Volksarmee", nur Waffen vom zweiten Weltkrieg, gegen gute Bezahlung.
Uwe Walter, 9901 Theume, 123c

... Bilder vom Panzer IS-II, der ISU-152, dem KW-85 sowie von allen deutschen Panzern des zweiten Weltkrieges. Auch Daten helfen mir schon.
Wolfgang Schuchardt, 59 Eisenach, Goldschmiedenstraße 13

... Panzertypensammlung aus der Sowjetarmee (auch Waffenlexikon) leihweise oder zum Kauf.
Jörg Pohlmann, 2052 Gnoien, Kr. Teterow, Postfach 32

... und bieten:
... AR-Jahrgänge 1968 (Hefte 7 bis 12), 1969, 1970 und 1971.
Bernd Joachimsen, 3221 Dreileben, Bördestraße 8
... 40 AR der Jahrgänge 1963 bis 1968.
J. Reschke, 110 Berlin, Dolomitenstraße 99.
... AR-Jahrgänge von 1964 an.
Peeter Larin, UdSSR, Estnische SSR, Tallinn, Eduard-Vilde-Straße 132–76
... AR-Hefte 1, 3, 8 bis 12/1970, alle vom Jahrgang 1971, 1 bis 7/1972. Suche Ansichtskarten oder Briefmarken.
Heinz Müller, 9404 Carlsfeld, Hauptstraße 24b.

In Amors Diensten

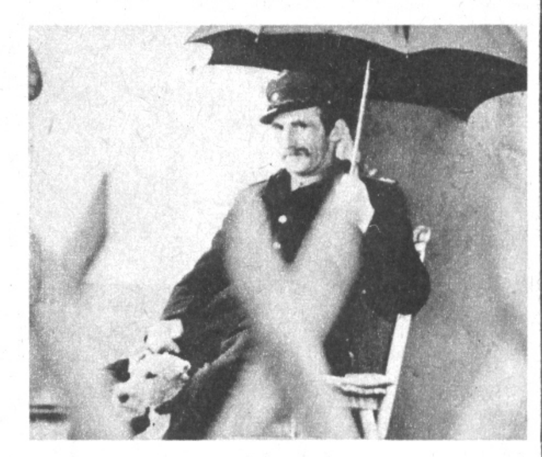
Das AR-Magazin 12/72 brachte zum Jahresende nochmal Freude in unser Haus. Die auf Seite 19 abgebildete glückliche Mutter sollte jedem Soldaten Vertrauen und Mut geben zu seiner daheim wartenden Ehefrau, Verlobten oder Freundin.
Lothar und Ingrid Rettschlag, Osterweddingen

Im Original besser
Ich war empört, als ich im Heft 11/72 den Beitrag von Wolfgang Linde las. Wenn er Mädchen sehen will, soll er sie sich im Original ansehen oder das „Magazin" bestellen. Die AR ist schließlich da, um die Soldaten zu bilden und zu unterhalten, und kein Katalog für den Chef eines „Eros-Centers".
Rainer Siewert, 6902 Jena-Lobeda

Bombenflugzeuge
Besitzen die Luftstreitkräfte der NVA auch Bombenflugzeuge?
Berthold Möwius, 154 Falkensee
Nein. Sie verfügen über moderne Jagdflugzeuge, die zum Abfangen gegnerischer Luftziele und zur Bekämpfung von Erdzielen mit Bomben und Bordwaffen geeignet sind.

Erst die Lehre abschließen
Ich möchte mich gern 3 oder 10 Jahre freiwillig zur NVA melden. Kann ich mich schon in der Lehrzeit bewerben oder erst danach?
M. Pieper, 9205 Halsbrücke
Sie können sich auch jetzt schon beim Wehrkreiskommando bewerben. Die Einberufung ist sowieso erst nach Lehrabschluß möglich.

IM APRIL IN DEN KINOS



Das zweite Leben des Friedrich Wilhelm Georg Platow

„Wenn man in unserem dahinrasenden technisch-wissenschaftlichen Zeitalter nicht schon laufend daran gewöhnt wäre, Unmögliches Wirklichkeit werden zu sehen, würde man sehr zweifeln an der Wahrheit jener Geschichte, die sich vor kurzem in einer Verkehrsschule abspielte und in den Annalen des Eisenbahnwesens wohl einmalig ist und bleiben wird..."
Geschehen ist folgendes: Friedrich Wilhelm Georg Platow, Reichsbahn-Obersekretär vom Bahnhof Luege, verlor durch die Elektronifizierung der Strecke seinen Arbeitsplatz. Da aber bei uns niemand arbeitslos wird, trug man ihm das Handstellwerk Heinichen an, wo solange sein Sohn saß, der nun zum Qualifizierungslehrgang der Verkehrsschule gehen soll. Eine glückliche Lösung – so meinten alle, und Platow sen. sah sich schon bis zum Rentenalter in Ruhe in Heinichen Blumen züchten. Da aber spielte Platow jun. nicht mit: „Ich komme mir lächerlich vor, als erwachsener Mensch die Schulbank zu drücken." So und ähnlich lauteten seine Argumente. Kurz und gut, er will nicht. Am Schluß aller Überzeugungsversuche steht sein kategorisches „Nein".
Jetzt aber erwacht die Pfiffigkeit und Lebenslust des alten Platow. Plötzlich weiß er, daß er noch gar nicht so alt ist, daß er ruhig noch einmal von vorne anfangen könnte. Und versehen mit dem Delegierungsschreiben für seinen Sohn, einem krampfhaft auf jung zurechtgezimmertem Äußeren und einer riesigen Portion Energie wagt er das, was eines Tages die Verkehrsschule durcheinanderbringt und was seine geistigen Väter (Szenarium: Helmut Baierl, Regie: Siegfried Kühn) als „Das zweite Leben des Friedrich Wilhelm Georg Platow" bezeichnen.

Elixiere des Teufels nach E. T. A. Hoffmanns romantisch mystischer Vorlage ist eine Koproduktion zwischen ČSSR und DDR.

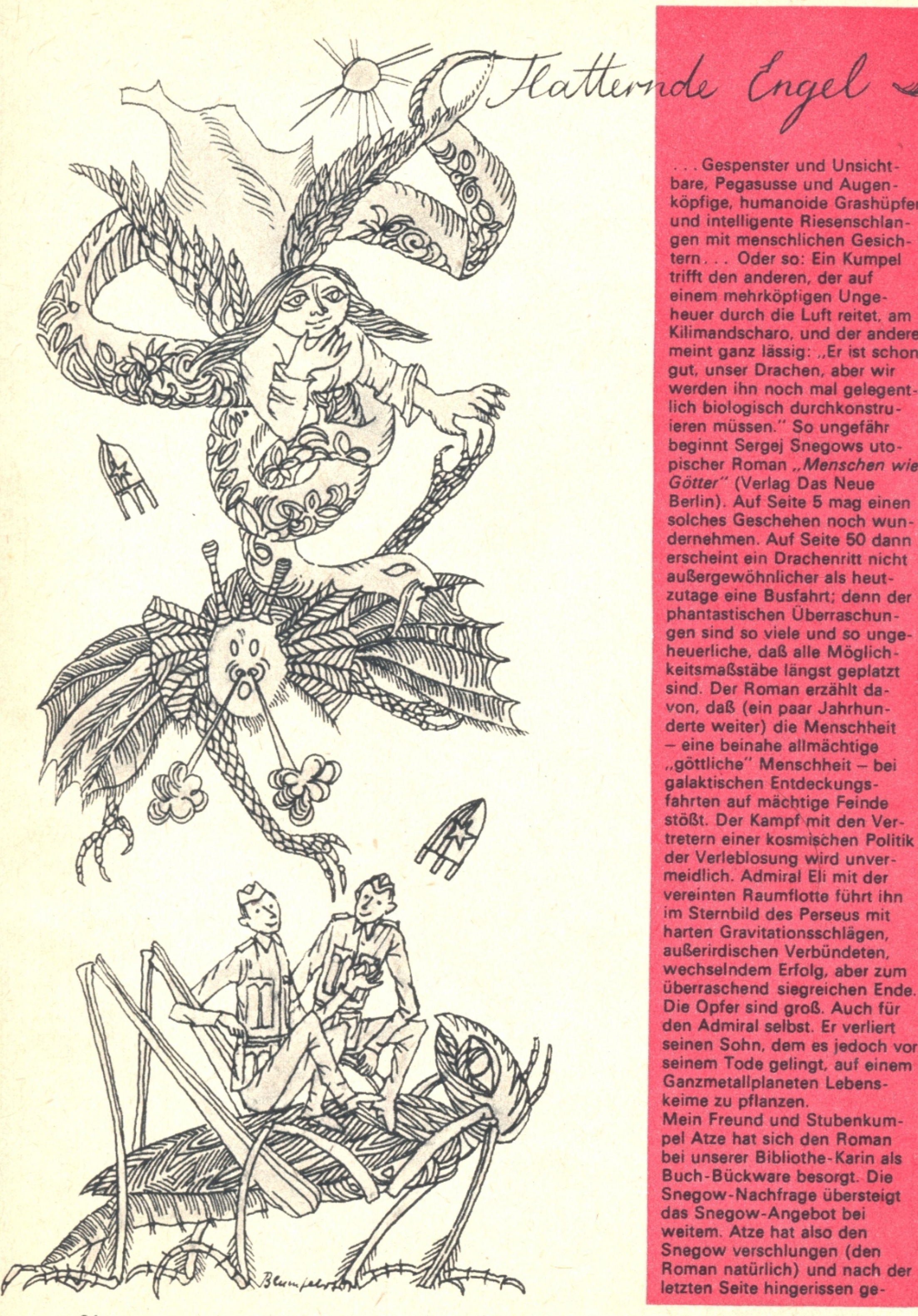
Gentleman der Erfolge kommt aus der Sowjetunion und ist eine farbige Kriminalkomödie um den Goldhelm Alexanders des Großen.

Stehen bleiben oder ich schieße heißt ein ungarischer Kriminalfilm, in dem sich ein junger Kriminalist erste Sporen erwirbt.

Der aus dem Regen kam (Frankreich) ist ebenfalls ein Krimi, in dem Verbrecher nichts zu lachen haben.

Erinnerungen an die Zukunft, eine westdeutsche Produktion, spekuliert mit der Möglichkeit, andere Planeten zu besuchen.

Das Geheimnis des großen Erzählers berichtet über Alexandre Dumas den Älteren, bekannt als „Vater" des Grafen von Monte Christo.



Flatternde Engel

... Gespenster und Unsichtbare, Pegasusse und Augenköpfige, humanoide Grashüpfer und intelligente Riesenschlangen mit menschlichen Gesichtern... Oder so: Ein Kumpel trifft den anderen, der auf einem mehrköpfigen Ungeheuer durch die Luft reitet, am Kilimandscharo, und der andere meint ganz lässig: „Er ist schon gut, unser Drachen, aber wir werden ihn noch mal gelegentlich biologisch durchkonstruieren müssen." So ungefähr beginnt Sergej Snegows utopischer Roman *„Menschen wie Götter"* (Verlag Das Neue Berlin). Auf Seite 5 mag einen solches Geschehen noch wundernehmen. Auf Seite 50 dann erscheint ein Drachenritt nicht außergewöhnlicher als heutzutage eine Busfahrt; denn der phantastischen Überraschungen sind so viele und so ungeheuerliche, daß alle Möglichkeitsmaßstäbe längst geplatzt sind. Der Roman erzählt davon, daß (ein paar Jahrhunderte weiter) die Menschheit – eine beinahe allmächtige „göttliche" Menschheit – bei galaktischen Entdeckungsfahrten auf mächtige Feinde stößt. Der Kampf mit den Vertretern einer kosmischen Politik der Verleblosung wird unvermeidlich. Admiral Eli mit der vereinten Raumflotte führt ihn im Sternbild des Perseus mit harten Gravitationsschlägen, außerirdischen Verbündeten, wechselndem Erfolg, aber zum überraschend siegreichen Ende. Die Opfer sind groß. Auch für den Admiral selbst. Er verliert seinen Sohn, dem es jedoch vor seinem Tode gelingt, auf einem Ganzmetallplaneten Lebenskeime zu pflanzen.
Mein Freund und Stubenkumpel Atze hat sich den Roman bei unserer Bibliothe-Karin als Buch-Bückware besorgt. Die Snegow-Nachfrage übersteigt das Snegow-Angebot bei weitem. Atze hat also den Snegow verschlungen (den Roman natürlich) und nach der letzten Seite hingerissen ge-

stöhnt: „Das fetzt ein. Ist natürlich eine große Spinne, das ganze. Aber sonst . . ." Auf Atzes „große Spinne" bin ich gleich eingestiegen. Weißt du, habe ich ihn gefragt, was der Sozialismus vor 150 Jahren war? Eine . . . na, sagen wir: eine Utopie. Und dann ist er erst mal zur wissenschaftlichen Theorie geworden, bevor er gesellschaftliche Wirklichkeit wurde. Weißt du, was Lenin von Zukunftsträumen hält? Eine Menge, mein lieber Atze! Und wenn du mich fragst, ich habe etwas übrig für Zukunftsromane, wenn sie von unserer Zukunft träumen. „Große Spinne" – Sergej Snegow, zugegeben, in seiner Zukunftsvision steckt eine Menge Phantastik. Aber er träumt eben nicht von der nächsten, sondern von der übernächsten Zukunft, in der die Menschen es gelernt haben, gesellschaftliche Gesetze zu nützen und die Natur zu beherrschen.
„Schaukel dich nicht an der Zukunft hoch", lenkt Atze ab, weil er sich darum drücken will, weiter über das Thema zu diskutieren. „Was hältst du davon? Kein Zukunftsroman. Etwas aktuelles von gestern. Steht fast noch in der Zeitung", sagt er und wirft mir einen dicken, gelben broschürten Band 'rüber, ich kann ihn gerade noch fangen. *„Das Fort in der Wüste"*, lese ich. Der Schriftsteller heißt Peter Frank Ohlsen, der Verlag, wie bei Snegow, Das Neue Berlin. Auweia, 540 Seiten faßt der Wälzer, woher dafür die Zeit nehmen? Aber Atze erwartet mein Urteil. Nach einer Woche mit vier Leseabenden kann ich es ihm präsentieren. Das Fort, um das es geht, heißt El-





Aghuat und ist (bis zur Seite 533) im Besitz der französischen Kolonialmacht. Die Wüste, die das Fort umschließt, ist algerisches Land, und die Algerier, die FLN und ihre Armee, die ALN, sind dabei, das Fort zu befreien. Eine Situation, die abenteuerlichen Stoff in Hülle und Fülle bietet. In dieses historische Geschehen bettet Peter Frank Ohlsen die ver-



wickelte Liebesgeschichte von Pierre Mesnil, dem französischen Offizierssohn, und der Algerierin Aina Kerkur ein und führt sie durch Feuer und Blut bis zum verdienten Happy-End. „Nämlich", erkläre ich Atze, „Ohlsen spielt überall ein bißchen den Grafen von Monte Christo – die Guten werden zu guter Letzt belohnt, die Bösen erleiden zu böser Letzt die verdiente Strafe, siehste-woll. Die Handlung, wenn's dich interessiert, läuft ziemlich stelzbeinig an, anfangs ist sie kopflastig, weil mit Figuren und Fakten überfrachtet. Aber wenn du dich so bis Seite 150 durchgebissen hast, dann geht es munter los mit den spannenden Sachen. Übrigens erfährst du eine Menge Wissenswertes über die algerische Befreiungsrevolution und ihre gesellschaftlichen Triebkräfte. Was mir an dem Buch mißfällt, das sind einige Gestalten: Colette Vitrion, die scharfe Pariserin, der DB-Oberleutnant Delman – Konfektion, aber keine Charaktere. Kann sein, ich bin da etwas verwöhnt . . ." „Bestimmt bist du das", meint Atze, und: „Denkst du, ich soll das Buch lesen?" Ich nicke und mache das, was er vor einer Woche getan hat, werfe ihm den Band hinüber, und somit hat „Das Fort in der Wüste" aufs Neue, aber diesmal kampflos den Besitzer gewechselt.
Bin ich wirklich verwöhnt, was gute Literatur betrifft? Ich denke, man soll da Ansprüche stellen. Und warum Atze vorhin wie ein Panther auf meine Bemerkung angesprungen ist, dürfte klar sein – weil er, scharfäugig, die beiden Lyrik-Bändchen erspäht hat, die ich gerade in der Buchverkaufsstelle erwischt habe: von Günter Kunert *„Offener Ausgang"* (Aufbau-Verlag, 4,50 M) und von Helmut Preißler *„Farbiger Traum"* (Verlag Neues Leben, 3,40 M). Preiswert, finde ich, auch mal als kleines Geschenk. Tja, und nun, liebe Genossen und Freunde, entschuldigt ihr mich bitte. Ich bin eingeladen; denn jeder Dichter lädt – wie ich mal bei Johann Gottfried Herder gelesen und mir gemerkt habe – „. . . Gäste zur Unterhaltung mit sich, aus sich, über sich ein." Ich suche mir jetzt einen ruhigen Eckplatz im Kompanieklub und bin sicher, es wird ein vergnüglicher Abend werden zu Gast bei Leuten wie Kunert und Preißler. Ich hoffe, wir treffen uns gelegentlich bei den beiden, und verbleibe bis zum nächsten Heft

Euer Leser vom Dienst



Illustrationen: Hille Blumfeldt

Wußten Sie schon, daß vor knapp drei Jahrzehnten indische Seeleute dem Beispiel der „Potemkin-" und „Aurora"-Matrosen folgten? Ist Ihnen bekannt, daß die indischen Streitkräfte heute zu den modernsten und schlagkräftigsten Asiens zählen? Unser Autor Hans-Dieter Bräuer berichtet darüber für Sie. Er war

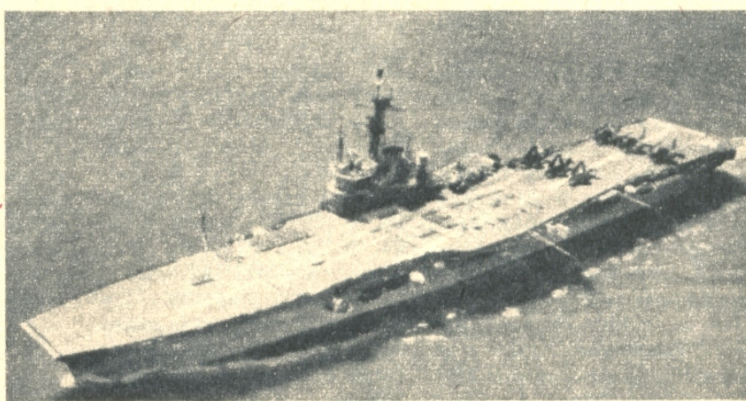
AM GATEWAY OF INDIA



An-12 über ewigem Eis. Sie versorgen indische Truppenteile, die in den Grenzgebieten des Himalaja stationiert sind.

Flugzeugträger „Vikrant"

Ministerpräsidentin Indira Gandhi gibt jungen Matrosen heißbegehrte Autogramme.



Gateway of India, so nannten einst die Engländer das pompöse sandsteinerne Riesentor, das sie in Bombay zum Ruhme ihrer indischen Kolonialeroberungen errichten ließen – Pforte nach Indien. Unweit dieses Tores strömen am vierten Dezember 1972 Zehntausende Einwohner der Siebenmillionenstadt ans stahlblaue Wasser der Meeresbucht. Vor der bunten Kulisse des geschäftigen Hafenbetriebs liegen grau die schlanken, stählernen Leiber indischer Kriegsschiffe – über die Toppen beflaggt mit Hunderten vielfarbiger Wimpel. Überall blitzt das Weiß der Paradeuniformen; überall erwarten Matrosen ihre Gäste. Es ist Navy Day – Tag der Flotte.
Ein farbenfrohes Gewimmel: Inmitten europäisch Gekleideter bärtige Sikhs mit ihren traditionellen Turbanen, Moslems mit Kappen und immer wieder Frauen in weichfließenden Saris, die Stoffe knall-



bunt oder in zartem Pastell getönt.
Über allem weht die Seekriegsflagge – mit rotem Kreuz auf weißem Grund, in der Gösch die indische Trikolore: orange-weiß-grün mit dem blauen Spinnrad, dem Symbol der nationalen Wiederbesinnung.
Fotografieren ist streng verboten. Die Inder haben den Krieg noch nicht vergessen, in dem auch ihre Flotte, gegen die bewaffneten Kräfte der damaligen pakistanischen Militärdiktatur kämpfend, eine wichtige Bewährungsprobe bestand. Beispielsweise trugen Matrosen und Piloten des indischen Flugzeugträgers „Vikrant“ entscheidend dazu bei, daß Bangladesh ein freies Land wurde. Noch heute kleben überall Plakate mit dem Schemenbild eines finsteren Bilderbuch-Maharadschas. „Achte auf jeden Fremden, auf jede zweifelhafte Person. Es könnte ein feindlicher Agent sein“, ist dazu gedruckt. Wer aufmerksam indische Zeitungen liest, weiß, gegen wen solche Worte gerichtet sind: gegen den amerikanischen CIA und seine einheimischen Agenten, deren Wühlarbeit tagtäglich in der Presse angeprangert wird. Es paßt den Imperialisten nicht, daß Indiens Armee in Südasien den Frieden sichern half. Das wissen nicht nur die Inder, das ist in der ganzen fortschrittlichen Welt bekannt.
In erheblich geringerem Maße wurde außerhalb der Grenzen des Landes die Erinnerung daran bewahrt, daß indische Seeleute vor wenigen Jahrzehnten dem Beispiel der „Potemkin“- und „Aurora“-Matrosen folgten und so ebenfalls Weltgeschichte machten. Das war im Februar 1946, und es geschah so:
In den ersten Februartagen jenes Jahres wird im Ausbildungslager Talwar in Bombay ein indischer Funker verhaftet, weil er eine Freiheitslosung an die Kasernenwand geschrieben hat. Tage darauf weckt der britische Kommandant das Lager mit den Worten: „Hinaus, ihr Kulisöhne, ihr Bastarde indischer Hündinnen!“ Empörung flammt auf, und als der Kommandant arrogant ablehnt, sich zu entschuldigen, rührt sich am Morgen des 18. Februar kein Matrose aus seiner Unterkunft. Die Befehle der britischen Offiziere werden nicht mehr befolgt.
Am nächsten Tag schließen sich die Mannschaften aller Kriegsschiffe und Kasernen



in Bombay den Streikenden an. Auf der „Pandschab" wird die britische Flagge eingeholt. Unter dem Jubel der indischen Matrosen werden neue Fahnen gehißt: die Trikolore des Nationalkongresses, das grüne Halbmondbanner der Moslemliga und das Rot der Arbeiterbewegung.

Am 21. Februar kommt es zu Kämpfen. Nachdem sich kein indischer Soldat bereitgefunden hat, auf seine Brüder zu schießen, setzen die Kolonialherren Panzer in Marsch – ausnahmslos von Engländern bedient. Sie stoßen auf den erbitterten Widerstand der Matrosen.

Am 22. Februar wird in Bombay der Generalstreik ausgerufen. Arbeiter, Angestellte, Händler, Geschäftsleute solidarisieren sich mit den Matrosen. Pausenlos ziehen Demonstrationszüge zum Hafen. Britische Soldaten schießen. Fast dreihundert Bombayer werden getötet.

Doch die Erhebung weitet sich noch immer aus. Schließlich hat sie achtundsiebzig Kriegsschiffe und zwanzig Kasernen mit insgesamt zwanzigtausend Mann Besatzung erfaßt. Die gesamte Marine der britischen Streitmacht in Indien hat den Gehorsam aufgekündigt.

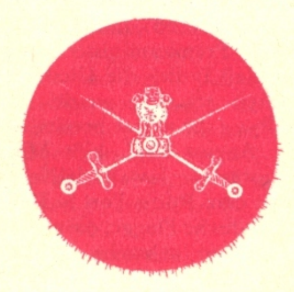
Hart ist der Dienst in den Hochgebirgsregionen; und die gefütterte Felddienstuniform wird dort nicht nur in den Wintermonaten getragen.

Unter vielfältigsten Bedingungen werden indische Soldaten ausgebildet. Ganz besondere Anforderungen stellt beispielsweise der Kampf im Dschungel.

In Wüste und Trockensteppe haben Kamelreitereinheiten ihre Daseinsberechtigung auch heute noch nicht verloren.



Nicht nur in Bombay, sondern auch in Kalkutta, in Madras und in Vizagapatam, in Cochin und in Dschamnagar, in Karatschi und auf den im Golf von Bengalen gelegenen Andamaneninseln. Sogar im Flottenstützpunkt Aden (heute Hauptstadt der Volksdemokratischen Republik Jemen) streiken die Besatzungen indischer Schiffe.



Da lassen die Briten Bomber starten. Flugzeuge dröhnen drohend über Bombay. Daraufhin raten die Führer des indischen Nationalkongresses, der führenden antiimperialistischen Partei, den Kampf einzustellen, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden. Nach hitzigen Diskussionen entschließen sich die Matrosen, dem Rat zu folgen.

Hat die Kolonialmacht noch einmal gesiegt? Sie wagt nicht, Vergeltung zu üben. Einige tausend Matrosen werden lediglich in aller Stille aus der Marine entlassen. Ein paar hundert sperrt man zwar zunächst in Lager ein – bald darauf werden sie heimlich und einzeln freigelassen. Es gibt keine Todesurteile, keine Gefängnisstrafen – und das bei einer bewaffneten Meuterei! London ist in seiner größten Kolonie nicht mehr Herr der Lage.

Genau ein Jahr nach dem Matrosenaufstand kündigt der britische Premierminister Attlee an, daß Indien die Unabhängigkeit erhalten werde. Ein halbes Jahr später bereits, am 15. August 1947, hißt Ministerpräsident Jawaharlal Nehru über dem Roten Fort in Delhi die indische Flagge, die gleiche die schon achtzehn Monate zuvor auf der „Pandschab" wehte. Am selben Tag verläßt der letzte britische Soldat das Land.

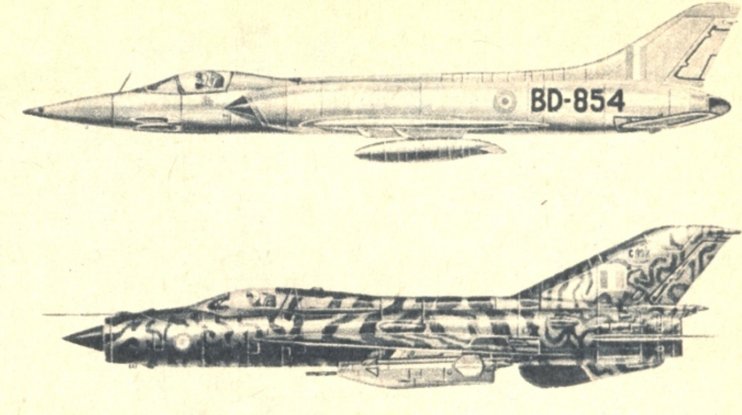
Während der Kolonialzeit war die indische Armee viele Jahrzehnte lang ein Instrument zur Unterdrückung des eigenen Volkes gewesen. Erfahren in derlei Praktiken, hatten die Briten die indischen Angehörigen der Kolonialarmee vom Volke isoliert, hatten ihnen Privilegien zugestanden, Stammestraditionen ausgespielt, religiöse Gegensätze gepflegt und so bei den indischen Soldaten und Matrosen ein Gefühl der Verachtung für das eigene Volk erzeugt. Im zweiten Weltkrieg aber waren die indischen Streitkräfte vergrößert worden. Technisch gebildete Arbeiter, Studenten und Angehörige des Mittelstandes waren zur Armee gekommen – und damit neue Ideen. Wichtig aber war vor allem, daß die indischen Soldaten im zweiten Weltkrieg nicht als Landsknechte des Imperialismus in andere Länder kamen, sondern als Befreier vom Faschismus. Indische Soldaten kamen in Kontakt mit griechischen und italienischen Partisanen, mit Freiheitskämpfern in Burma, Malaya, Indochina und Indonesien. Damals fanden Indiens Soldaten den Anschluß an die indische Befreiungsbewegung. Damals erinnerte sich mancher Waffenträger der Ruhmestaten indischer Soldaten während des großen Volkskrieges vom Jahre 1857, des sogenannten Sepoy-Aufstandes, als indische Armeeangehörige sich gegen ihre britischen Offiziere aufgelehnt und das Volk gegen die ausländischen Unterdrücker geführt hatten.

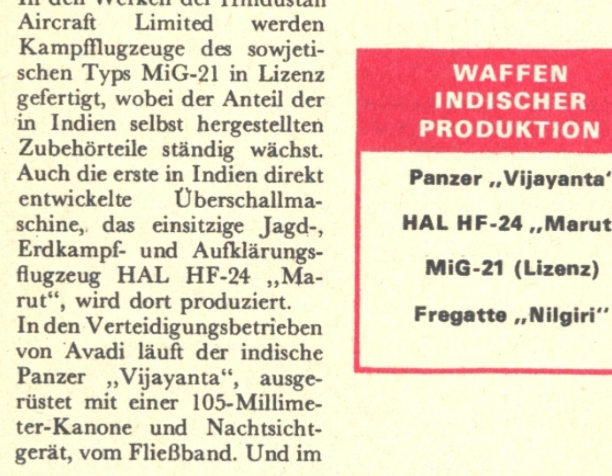


Äußerlich erinnert in Indiens Streitkräften heute noch vieles an britische Militärtraditionen – wie übrigens in anderen Ländern auch, die einst zum britischen Kolonialreich gehörten. Der Schnitt der Uniformen, die flachen Stahlhelme, die allerdings mehr und mehr durch modernere ersetzt werden, das Exerzierreglement und – wenn man so will – die Schnauzbärte mancher indischer Generäle. Aber die Armee hat sich in dem Vierteljahrhundert der neugewonnenen indischen Unabhängigkeit als zuverlässiger Garant einer national geprägten antiimperialistischen Entwicklung erwiesen. Und im Befreiungskampf des Volkes von Bangladesh stand sie eindeutig auf der Seite des Fortschritts. Von der damals Pakistan regierenden Militärclique in den Krieg verwickelt, half sie dem jungen Staat, die Freiheit zu erkämpfen.

Dieser Sieg hat die Stellung der Armee in der indischen Gesellschaft wesentlich gefestigt, hat den Soldaten große Sympathien beim werktätigen Volk erworben. So war denn auch auf der „Asia 72", der 3. Internationalen Messe von Delhi, der Verteidigungspavillon Indiens mit der Schau der Streitkräfte und der Ver-

teidigungsindustrie einer der Hauptanziehungspunkte.
Nicht zuletzt war es dabei für den ausländischen Gast beeindruckend zu sehen, über welche modernen Waffen die Land-, Luft- und Seestreitkräfte der Republik Indien verfügen. Moderne Panzer (auch sowjetische Typen), Überschalljäger, rückstoßfreie Geschütze, Luftabwehrraketen, U-Boote, Fregatten und sogar ein Flugzeugträger gehören heute u. a. zum Bestand der indischen Streitkräfte.
In den Werken der Hindustan Aircraft Limited werden Kampfflugzeuge des sowjetischen Typs MiG-21 in Lizenz gefertigt, wobei der Anteil der in Indien selbst hergestellten Zubehörteile ständig wächst. Auch die erste in Indien direkt entwickelte Überschallmaschine, das einsitzige Jagd-, Erdkampf- und Aufklärungsflugzeug HAL HF-24 „Marut", wird dort produziert.
In den Verteidigungsbetrieben von Avadi läuft der indische Panzer „Vijayanta", ausgerüstet mit einer 105-Millimeter-Kanone und Nachtsichtgerät, vom Fließband. Und im vergangenen Jahr wurde mit der „Nilgiri" die erste in Indien erbaute Fregatte in Dienst gestellt. Sie verfügt über Luftabwehrraketen und U-Boot-Bekämpfungsmittel, zu denen auch ein Hubschrauber zählt. Fünf weitere Schiffe dieses Typs sollen noch gebaut werden.
Erwähnenswert ist noch, daß die indischen Luftstreitkräfte neben Flugzeugen eigenen, englischen und französischen Fabrikats auch zahlreiche Maschinen fliegen, die von der Sowjetunion geliefert wurden. Das sind neben den MiG-21 Flugzeuge vom Typ Suchoi-7 und An-12.
Mahatma Gandhi, der große indische Nationalheld, wurde von der bürgerlichen Geschichtsschreibung zu Unrecht einseitig als Apostel absoluter Gewaltlosigkeit bezeichnet. Es ist lebendig geworden, was er einmal, an das indische Volk gewandt, sagte: „Wenn wir frei sein wollen, müssen wir den Gebrauch von Waffen lernen."





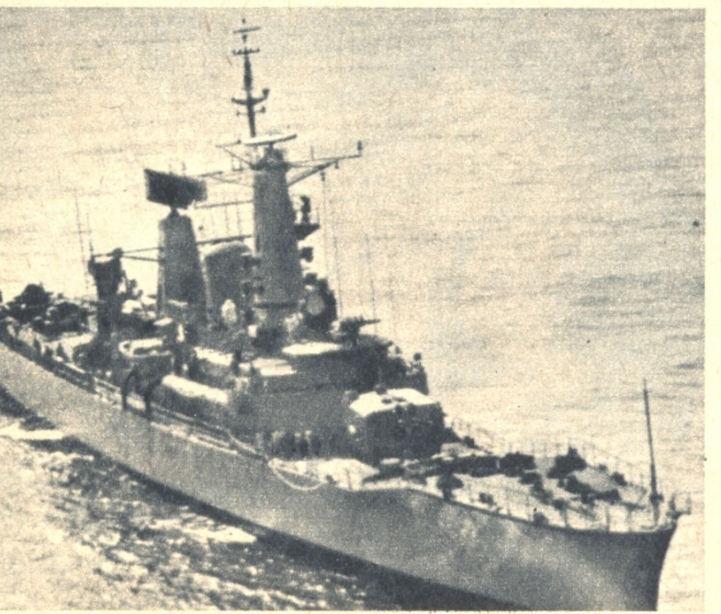
WAFFEN INDISCHER PRODUKTION

Panzer „Vijayanta"

HAL HF-24 „Marut"

MiG-21 (Lizenz)

Fregatte „Nilgiri"



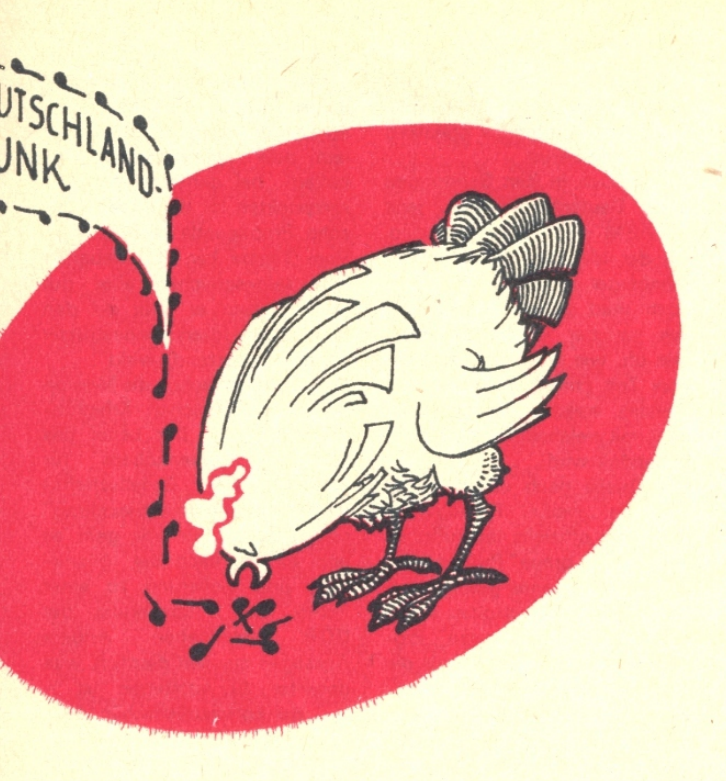


Die vierte Front läßt bitten

Oberleutnant K.-H. Melzer

1. Januar 1962
Das neue Jahr war erst wenige Stunden alt. Es war, wie üblich, reichlich begossen worden, und den meisten Leuten steckte die Silvesternacht noch in den Gliedern. So vernahmen nur wenige das erste Wort eines neuen Senders, der sich seitdem jeden Tag mehrmals in der Stunde meldet: „Hier ist der Deutschlandfunk".
Seine Mikrofone stehen in einer exklusiven Gegend, im Kölner Prominentenvorort Marienburg. in der Lindenallee 17. Der Deutschlandfunk ist die einzige überregionale Radiostation der BRD. Seine 600 Mitarbeiter machen ein Programm, das zu 60 Prozent aus Musik besteht: Beat, Schlager, Popmusik, Evergreens und auch klassische Musik. Dazwischen gibt es stündlich Nachrichten, es werden Sportberichte, Betrachtungen zu Filmen, kurze Kommentare, Wirtschaftsinformationen gesendet. Da sind auch „Bücher im Gespräch", und es dreht sich der „aktuelle Plattenteller", denn schließlich sollen die Hörer unterhalten werden – die Hörer „in Ost und West" wie so ganz beiläufig betont wird.
Das hört sich ganz gut an. Aus den Lautsprechern.
Doch weshalb diese Töne über die Ätherwellen angeschlagen werden, verrät das im DLF-Archiv liegende und seinen Mitarbeitern als Arbeitsgrundlage dienende „Handbuch der Publizistik". Darin geht es nicht poppig zu, sondern sehr nüchtern und sachlich: „Die Unterhaltungssendungen sind der wahre Ohrenfang, sie ziehen noch immer den Hörer am nachhaltigsten zum Rundfunk, sie bilden den Teppich, auf dem der Rundfunk seine ‚gewichtigeren' Botschaften heranträgt."
Nicht die neuesten Hits allein sollen also Ohrwürmer werden, sondern – über sie – mehr noch die „gewichtigeren Botschaften". Ihrer Übermittlung dient





das umfangreiche Musikprogramm und das aufwendige Show-busineß, das 1972 bei allen westdeutschen Rundfunkstationen die Summe von 1,33 Milliarden Westmark verschlang. Dafür wurde das Netz der Radio- und Fernsehanlagen entlang der Grenze zur DDR doppelt so dicht geflochten wie auf dem übrigen Gebiet der BRD. Dafür wurde ihre Kapazität ständig erweitert. Dafür ist von der amtierenden SPD/FDP-Regierung der Ausbau von 24 automatisch gesteuerten Sendeanlagen mit je 500 kW geplant. Und aus diesen Gründen, nicht aus menschenfreundlichen Erwägungen, stehen auch die fünf Mittelwellensender mit Leistungen zwischen 300 und 400 kW und der Langwellensender des Deutschlandfunks in unmittelbarer Grenznähe zur DDR.

Bereits 1958 hatte einer der Theoretiker der psychologischen Kriegführung des Imperialismus gefordert, „durch einige Radiosender im Umkreis der kommunistischen Welt" eine Flucht zu bewirken, „deren Richtung unbekannt ist". Er schrieb: „Jedesmal, wenn sich ein Rock 'n' Roll oder ein Calypso in einem kommunistischen Bewußtsein festsetzt, trägt er dazu bei, andere Dinge aufzuweichen, und diese anderen Dinge resümieren immer in Begriffen der Ideologie."

Vor drei Jahren beschrieb im „Ost-West-Kurier" Günter Gaus, als ehemaliger Programmdirektor im Südwestfunk ein Kenner des Metiers, die der Unterhaltung zugedachte Rolle noch treffender: „Das Publikum ist durch Unterhaltungssendungen viel stärker zu beeinflussen als durch politische Sendungen. Politische Sendungen erzeugen allenfalls ein Hautjucken; die unbewußte Beeinflussung geht viel und oft bedenklich tiefer. Welche Klisschees, welche Assoziationen, welche Vorstellung von der Gesellschaft, in der man lebt oder in der man leben sollte, durch Unterhaltungssendungen herbeigerufen werden, läßt sich mit den Wirkungen, die ein politisches Magazin oder ein Kommentar gibt, überhaupt nicht vergleichen."

Unterhaltungssendungen und Musik, die über die Westsender angeboten werden, sind also weder bloßer „Ohrenfang" oder lediglich der weiche Teppich zu „gewichtigeren Botschaften". Am allerwenigsten sind sie unpolitisch. Sie werden als vollwertige Waffengattung in einem Krieg eingesetzt, von dem die westdeutsche „Wehrkunde" schrieb, daß er „sich auf keiner strategischen Landkarte zeigen läßt, wohl aber überall dort, wo Presse, Funk oder Bilder auch nur das letzte Dorf erreichen. Die Schlachten des dritten Weltkrieges, ausgekämpft in der Ebene der vierten Dimension, sind längst im Gange". Zur

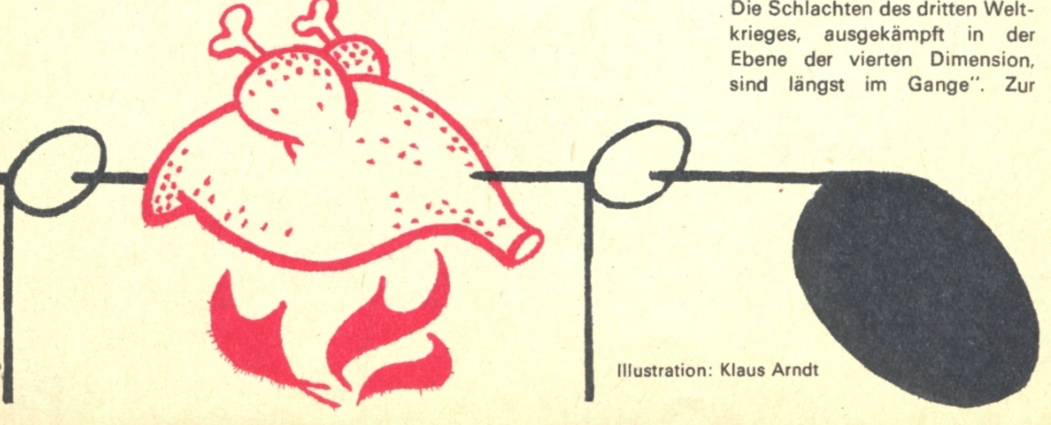


Illustration: Klaus Arndt

Verstärkung dieser Gefechtsordnung führten die Imperialisten wenige Monate nach ihrer Niederlage vom 13. August 1961 den Deutschlandfunk ein.
Während die Fronten zu Lande, auf See und in der Luft „vorübergehend schlafen", feuert die „vierte Front" aus allen Rohren. Mit Noten und Worten, mit Beat, „Büchern im Gespräch", „aktuellen Plattentellern", mit Nachrichten und Kommentaren. Zwar sind die den Textern und Komponisten, den Redakteuren und Diskjockeis zugewiesenen Ziele noch dieselben wie vor 25 Jahren, aber man setzt heute andere Kaliber als zu Adenauers Zeit des kalten Krieges ein. Man sah sich einfach gezwungen, dem wachsenden politischen Wissen der Bürger unserer Republik, ihrem Staatsbewußtsein und ihrem Stolz auf das Geschaffene mehr und mehr Rechnung zu tragen.
„Dem Bolschewismus kommt man nicht so bei, daß man ihn rationell widerlegt", mußte selbst so ein eingefleischter Antikommunist wie der Hamburger Professor Helmut Thielicke einsehen. Also versucht der Imperialismus, seine Ideologien, jene entwürdigenden, „dumm wie die Hühner" machenden Denk- und Verhaltensweisen, zu denen er seine „Arbeitnehmer" manipuliert, „in das öffentliche Leben der kommunistischen Staaten mit allen Mitteln der modernen Propaganda auf psychologisch geschickte Weise einzuschleusen." Er fordert von der psychologischen Kriegführung, die er neuerdings „psychologische Verteidigung" nennt: „Unter Ausnutzung nationaler Verschiedenheiten, religiöser Überlieferungen, auch menschlicher Schwächen wie der Neugier, der weiblichen Eitelkeit, der Sehnsucht nach Vergnügen, ist die Indifferenz zu den Zielen der kommunistischen Staatsführung zu fördern."
Zu diesem Zwecke wurden immer neue Theorien ausgeheckt, wurden Psychologen und Soziologen bemüht, wird die Führung der ideologischen Diversion generalstabsmäßig perfektioniert, werden die Praktiken immer raffinierter.
So ist auch in den Sendungen des Deutschlandfunks jene „STASM"-Formel zu erkennen, die der Ideologe der US-Army Linebarger entwickelt hat. Danach wird genau abgewogen, aus welcher Quelle (**s**ource), wie oft, wie lange und zu welcher Zeit (**t**ime), für wen (**au**dience), welches Thema (**sub**jekt), mit welchem Ziel (**mission**) behandelt wird.
Der Quelle nach unterscheidet man die „weiße" Propaganda, hinter der offizielle Institutionen stehen, die „graue" Propaganda, bei der nicht genau gesagt wird, woher die Informationen stammen, und die „schwarze" Propaganda, bei der andere als die tatsächlichen Informanten angegeben werden. „Graue" und „schwarze" Propaganda setzten die Kapitalisten einst nur zu Kriegszeiten ein. Nunmehr werden sie ständig gebraucht. Das ist deshalb besonders gängig, weil sich auf diese Weise zwar hetzen und lügen läßt, sich aber offizielle Kreise immer herausreden können, das geschehe ja nicht in ihrem Namen.
Beim Time-Faktor rechnet man damit, daß steter Tropfen den Stein höhlt, und ein und dieselbe Behauptung, in den verschiedensten Varianten ständig wiederholt, doch wenigstens zum Teil ihre Spuren hinterläßt. Die Anpassung an das internationale Kräfteverhältnis, „Timing" genannt, gibt den ideologischen Kampagnen ein „zeitgemäßeres", den jeweiligen außenpolitischen Doktrinen entsprechendes Gepräge.
Die „Empfängerschaft" der ideologischen Diversion teilt Linebarger in verschiedene „Zielpersonengruppen" ein. Er schreibt, daß „unbedingt sämtliche Anschauungen und Stimmungen des feindlichen Hörerkreises in Betracht zu ziehen sind". Dabei unterscheidet er u. a. Menschen mit „ideologischem Verhalten", denen kaum etwas anzuhaben ist, von Menschen mit „naivem", mit „loyalem" oder „agentenhaftem Verhalten", bei denen er mit Ansatzpunkten für die imperialistische Propaganda rechnet.
Vom Thema her ist Linebarger und seinesgleichen alles gut genug, wenn es „nur auf den feindlichen Hörerkreis destruktiv (d. h. – zersetzend) wirkt".
Damit ist auch schon die Mission der psychologischen Kriegführung umrissen. Der Leiter des Erlanger Studienkollegs für „mitteldeutsche Gesellschafts- und Wissenschaftsentwicklung" sagte dazu: „Für uns geht es jetzt darum, nach der Ignorierung und Isolierung zu einer Politik der ‚Präparierung der DDR' überzugehen." Andere Aussagen machen deutlich, was darunter zu verstehen ist – „. . . der kommunistischen Ideologie mitten ins Herz hineinzustoßen", „. . . den Ideenkrieg in die sozialistischen Länder hineinzutragen", „. . . in fremde Länder einzudringen und ihre Gesellschaftsordnung ins Wanken zu bringen." Um unsere Gesellschaftsordnung „ins Wanken zu bringen" richtet die „vierte Front" ihr Feuer nicht zuletzt gegen die Nationale Volksarmee. Das hohe Bewußtsein ihrer Soldaten, ihre Waffenbrüderschaft mit der Sowjetarmee, die feste Integration in das sozialistische Verteidigungsbündnis, die Führung durch die Partei und der auf all dem beruhende hohe Ausbildungsstand sind den Imperialisten Dorn im Auge. Scheiterten doch gerade daran alle ihre bisherigen Aggressionspläne. Sie haben erfahren müssen, wie wenig sie an diesen Faktoren zu rütteln vermochten.
Die Programme der ARD-Anstalten werden so gestaltet, daß sie vor allem bei Sechzehn- bis Achtzehnjährigen ankommen sollen. In dieser „Zielpersonengruppe" wachsen die künftigen Soldaten heran. Bei ihr speku-

lieren die psychologischen Krieger mit einer großen Aufgeschlossenheit für neue Ideen, mit dem jugendlichen Tatendrang, aber auch mit Unerfahrenheit dieser Generation gegenüber dem Kapitalismus. Sie ist im Jargon der Leute vom Deutschlandfunk ebenso wie der vom RIAS, SFB und Radio Luxemburg nichts anderes als ein „feindlicher Hörerkreis," auf den sich die ganze Mannigfaltigkeit des Feuers der „vierten Front" konzentriert. Diese Schüsse sollen dem Ziel nicht wehtun. Sie sollen betäuben, um die „feindlichen Hörer" einfangen und für die imperialistischen Interessen mißbrauchen zu können. Das angewandte Nervengift soll berauschen, Sehnsüchte wecken und idyllische Vorstellungen vom Kapitalismus vorgaukeln, die weder den geschichtlichen noch den gegenwärtigen Tatsachen nahekommen.

Oft geben sich die psychologischen Krieger recht kumpelhaft. Wie in jenem Kommentar des Deutschlandfunks, in dem sie ‚wohlgemeinte' Ratschläge erteilten, wie man sich als Soldat der NVA die Schutzausbildung leichter machen könne. Sich die Ausbildung erleichtern, bedeutet aber, sie unwirksam zu machen. Dabei dient gerade dieser gewiß nicht bequeme Ausbildungszweig dem persönlichen Schutz der Soldaten vor jenen Vernichtungsmitteln, die von den Imperialisten in Vietnam eingesetzt wurden und die sie ohne Bedenken auch gegen uns anwenden würden.

Man sendet Schlager mit Frank Schöbel und singt im nächsten Augenblick Protest gegen „Ketten, Mauern und Stacheldraht". Damit wird im Musikprogramm jene Forderung erfüllt, die der frühere Leiter der Planungsabteilung beim „Radio Freies Europa" für die „objektive Information" erhob: „Man wird zugeben, was man zugeben muß, wenn man nicht Verdacht gegen seine eigene Wahrhaftigkeit erwecken will, aber darüber hinaus müssen wir . . . unsere Wahrheit verbreiten."

Ihre „Wahrheit" sieht z. B. so aus, daß man dem „feindlichen Hörerkreis" weismachen möchte, ausgerechnet die Streitkräfte des BRD-Imperialismus wären die friedfertigsten der Welt, und nur die Führung der NVA hege aggressive Absichten. Dabei verfährt man offensichtlich nach der „Lehre" eines gewissen Hans Domizlaff, der bereits den Faschisten dienlich war: „Ganz einfache Ideen, die durchaus nicht vernünftig zu sein brauchen, die aber . . . Psychosen auszulösen vermögen, werden immer die klügsten und ehrlichsten Regierungserklärungen wirkungslos machen."

Die Anzahl dieser Hetzsendungen gegen die Nationale Volksarmee nahm während der Regierungszeit der SPD/FDP ständig zu. Sie war 1971 dreimal höher als 1970. Diese Tendenz bestätigte sich auch 1972. Als aber im Herbst des vergangenen Jahres ein nahmhaftes westdeutsches Magazin denDeutschlandfunk als „Relikt des kalten Äther-Krieges" bezeichnete, protestierte der amtierende Intendant Stephan Thomas ganz energisch. Der frühere Leiter des berüchtigten SPD-„Ostbüros" rechtfertigte das Vorgehen des Deutschlandfunks mit dem „Verfassungsauftrag". Der Deutschlandfunk sei ein „Informationssender mit der Aufgabe einer Darstellung Deutschlands."

Der manchmal wirklich nicht leicht durchschaubare Feuerhagel von Eingeständnissen, Verdrehungen, Scheinkritiken, Lügen, Halbwahrheiten, unbewiesenen Behauptungen, vom Wesen ablenkender Begriffe und dem Überangebot von nebensächlichen Informationen richtet sich vor allem gegen die führende Rolle der Partei und gegen die Waffenbrüderschaft mit der Sowjetarmee. Der Deutschlandfunk sprach z. B. Anfang Dezember in einem seiner Kommentare von „sowjetischen Richtlinien" und „ideologischer Überfütterung". Die negative Färbung solcher Begriffe wie „Richtlinien" und „Überfütterung" sollte Abneigung gegen die siegreiche sowjetische Militärwissenschaft und die darauf beruhenden hohen Anforderungen in der Ausbildung erzeugen. Man möchte die Soldaten daran hindern, sich das notwendige moralische und militärische Rüstzeug für die Erfüllung der militärischen Hauptaufgabe des VIII. Parteitages der SED zu erwerben. Im gleichen Maße möchte man Disziplinlosigkeit und Unordnung züchten. Indem in allen möglichen Abwandlungen der Begriff der „deutschen Nation" strapaziert wird, will man von der realen Klassenkampfsituation ablenken und die politische Wachsamkeit einschläfern.

„Wenn man das, was im sogenannten Brief zur deutschen Einheit geschrieben steht, ernstnimmt", so der ehemalige Intendant des Deutschlandfunks, Franz Thedieck (CDU), in seiner Abschiedsrede im August 1972, dann sei die Tätigkeit dieses Senders „wichtiger denn je". Dem früheren Staatssekretär im sogenannten gesamtdeutschen Ministerium wurde bestätigt, daß auf dem Stuhl des DLF-Intendanten niemand treuer den Bonner Herren diente als er.

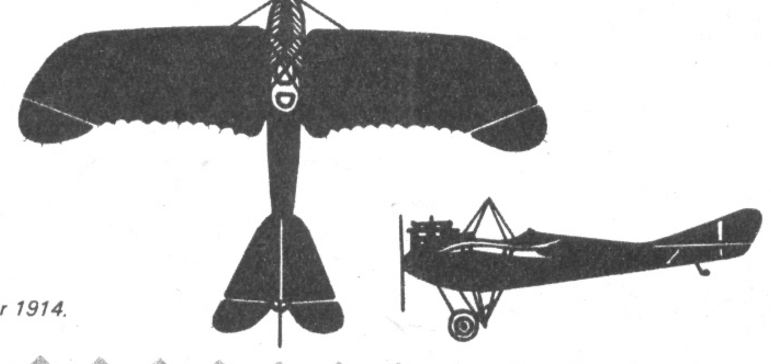
Die „Mission" der ARD-Rundfunkanstalten ist eindeutig." Da die Grenzen nicht verschoben werden können, müssen wir ihre Beschaffenheit ändern und sie belanglos machen", forderte der stellvertretende SPD-Vorsitzende Helmut Schmidt. „Belanglos" sollen darum in erster Linie die gemacht werden, deren Auftrag es ist, unsere Grenze zu schützen. Das ist schließlich der Profit, den die Imperialisten von ihren Investitionen in die ARD erhoffen. Nicht Unterhaltung für „liebe Landsleute", sondern „Unterhaltung" gegen einen „feindlichen Hörerkreis" ist der Auftrag der „vierten Front".

GEFÄHRLICHE TAUBEN

„Deutsche Tauben über Paris", „Die Etrich-Taube, das Flugzeug der deutschen Fliegertruppe", „Militärtauben an der West- und Ostfront". So priesen die Kriegszeitungen, Jahrbücher und Bildbände der kaiserlichen Militärpropaganda 1914/15 das erste in Serie gefertigte und auch in Österreich-Ungarn sowie in Italien im Truppendienst verwendete Militärflugzeug. Die Etrich-(auch Rumpler-)Taube brachte Profit.

Schon um die Jahrhundertwende begann das Geschäft mit dem Flugzeug. Industriemagnaten und Finanziers interessierten sich für den Flugzeugbau.

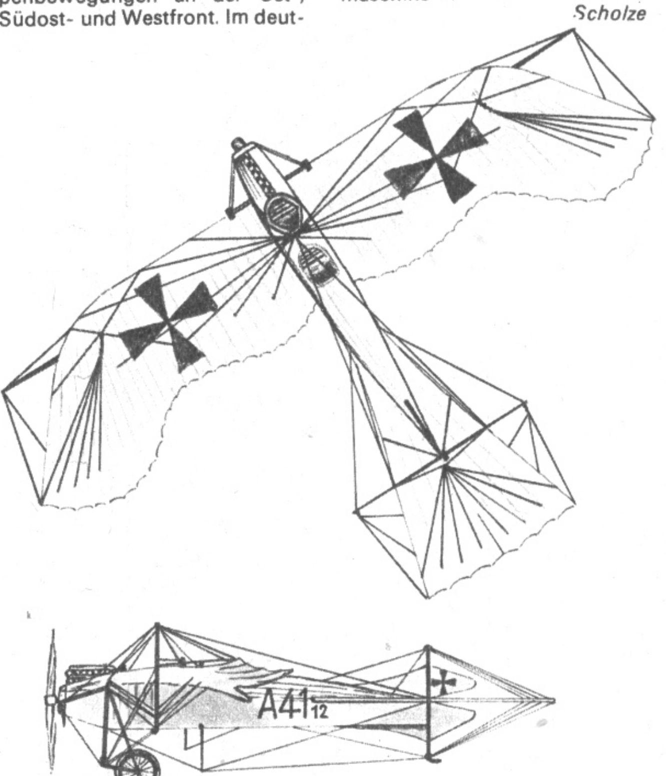
Im Städtchen Trautenau der k.u.K. Monarchie – heute Trutnow in der ČSSR – witterte der Textilfabrikant Ignaz Etrich das Geschäft. Er und sein Sohn Igo begannen Flugapparate zu konstruieren, die schwerer als die Luft waren. Ihr Traum war ein in Serie produziertes, automatisch stabilisiertes Fluggerät. Aus dem Nachlaß Otto Lilienthals kauften sie für ganze 200 Goldmark ein Gleitflugzeug und nutzten es als Grundlage ihrer Entwürfe. Zusammen mit Franz Wels, einem Ingenieur, bauten die Etrichs zuerst Nurflügelflugzeuge und Fluggleiter. Für die Tragflächengestaltung nahmen sie den Flugsamen einer tropischen Palmenart, den Zenoniasamen, zum Vorbild. Über dessen außerordentliche Flugstabilität hatte sich Etrich in einer wissenschaftlichen Schrift informiert, die Professor Ahlhorn verfaßte und Lilienthal zur Kenntnis gab. Wels baute einen Fluggleiter mit sechs Meter Spannweite. Seine Erwartungen, die er nach dem Studium der Abhandlung in die Konstruktion setzte, erfüllten sich. 1904 startete der Apparat mit Sandsackbelastung und flog mehrere hundert Meter weit. 1906 war der zweite Etrich-Gleiter flugfertig. Seine Spannweite betrug 12 Meter. Wels steuerte ihn durch Verlagerung des Körpergewichtes, so wie es seinerzeit auch Otto Lilienthal



Varianten der „Taube":
Gotha-Taube,
Jeannin-Taube,
Rumpler 4C.
Alle Typen sind Baujahr 1914.

tat. Über 200 Meter Flugweg legte er zurück.
Etrich verlegte seine Werkstatt nach Wien, wo er Versuche mit Motor, Druckpropeller und Höhensteuer unternahm. Allerdings scheiterten diese ersten Motorflugzeuge an der mangelnden Leistung der Motoren. Zu dieser Zeit waren die Gebrüder Wright in Amerika bereits recht erfolgreich im Motorflug. Wels, der davon hörte, versuchte eigene Wege zu gehen, um schneller voranzukommen. Das führte zum Zerwürfnis mit Etrich.
1909 begann Etrich die Arbeit am zweiten Motorflugzeug. Jetzt verwendete er einen 40-PS-Motor mit Zugpropeller sowie ein am Heck angebrachtes Höhenruder. Die Spannweite dieses Typs betrug 14 Meter. Die Anfangserfolge blieben gering. 1910 endete diese Etappe mit einer Bruchlandung und dem Totalverlust der Maschine. In Zusammenarbeit mit Werkmeister Karl Illner konstruierte Etrich weiter. Noch im gleichen Jahr stand der Prototyp bereit. Der Flug von Wien nach Wiener-Neustadt war ein voller Erfolg für die „Taube", wie das Flugzeug wegen seines Aussehens genannt wurde.
Mit wachsendem Interesse verfolgte auch der preußisch-deutsche Generalstab diese Entwicklung. Damit stiegen auch die Aussichten der Firma Etrich für eine Serienfertigung des Modells. Bereits 1911 schloß sie mit dem Besitzer einer Flugzeugwerkstatt in Berlin-Lichtenberg, Edmund Rumpler, einen Lizenzvertrag, der zur Serienfertigung unter der Bezeichnung Etrich-Rumpler-Taube führte. Das Geschäft blühte. Zahlreiche Varianten der „Taube" entstanden. Typisch blieb jedoch der Militär-Zweisitzer aus dem Jahre 1912, der den Grundstock der italienischen, österreich-ungarischen und deutschen Fliegertruppe bildete.
Etrich und Rumpler gingen bald eigene Wege. Etrich zog seinen Lizenzvertrag sowie sein Patent zurück und gründete ein eigenes Flugzeugwerk. Die dort gebauten Flugzeuge A-I, ausgerüstet mit einem 85-PS-Austro-Daimler-Motor und oben liegendem Kühler, sowie der folgende Typ A-II, versehen mit einem 120-PS-Austro-Daimler-Motor und frontal angebrachtem Kühler, wiesen ähnliche Parameter wie die Rumpler-Typen auf. Der wachsenden deutschen Konkurrenz versuchte Etrich durch die Gründung der Brandenburgischen Flugzeugwerke zu begegnen, dessen erster technischer Leiter Ernst Heinkel wurde, dessen Name Jahrzehnte später zum Symbol des faschistischen Luftterrors werden sollte. Die Annullierung des Lizenzvertrages machte den Weg für zahlreiche deutsche Flugzeugfirmen frei, die „Taube" nachzubauen. Der bekannteste Typ war die Rumpler-Taube der kaiserlichen Fliegertruppe.
Bei Ausbruch des ersten Weltkrieges leistete das Flugzeug dem deutschen und österreichisch-ungarischen Generalstab wertvolle Dienste bei der Aufklärung der gegnerischen Truppenbewegungen an der Ost-, Südost- und Westfront. Im deutschen Generalstabswerk über die Schlacht von Tannenberg wird besonders der Einsatz der „Taube" bei der Aufklärung der russischen Armeen Rennenkampf und Samsonow festgehalten. Ende August 1914 fielen die ersten Bomben auf Paris, abgeworfen durch Rumpler-Tauben. Die „Taube" besaß für damalige Verhältnisse ausgezeichnete Flugeigenschaften. Allerdings war ihre Wendigkeit zu gering. Ein weiterer Nachteil war die fehlende Bordbewaffnung. Mit dem Kavallerie-Karabiner und der Pistole waren im Frühjahr 1915 die Besatzungen gegenüber den leistungsfähigeren englischen und französischen Flugzeugen nicht mehr in der Lage, im Luftkampf zu bestehen. Die „Taube" machte den „Albatrossen" und „Fokker" Platz, blieb aber bis 1916 als Schulmaschine im Dienst.

Scholze



Militärtaube der deutschen Fliegertruppe von 1914: Spannweite 14,35 m; Länge 9,85 m; Höhe 3,15 m; Startmasse 870 kg; Höchstgeschwindigkeit 115 km/h; operative Gipfelhöhe 3000 m; Flugdauer 4 h. Der Typ stammt wahrscheinlich aus den Jeannin-Flugzeugwerken. Als Motor wurde ein 100-PS-Mercedes D. I, (Reihe) verwendet. Der Typ wurde im Oktober 1914 geflogen.

Es geht seinen Gang

Oberstleutnant E. Gebauer



Wortspiel, Redensart, Versicherung, daß alles geschehen werde, was gefordert wurde. Ich habe diese Worte nie so oft gehört wie unter Matrosen. Dort auf den Schiffen der Volksmarine stehen sie im gleichen Wert, wie etwa: „. . .auf mich kannst du dich verlassen, Genosse!" Grund genug, sie diesem Bericht über einige Matrosen und Maate des Truppenteils Thomas als Motto voranzustellen.

Mehrmals im Jahr stehen zwischen Pollern und Leinen junge Genossen auf der Pier. Es ist meistens früher Morgen, und fast immer sind sie zu zeitig da. Ihre Bordpäckchen strahlen in unbeflecktem Blau. Für den Eingeweihten der Beweis, daß ihre Träger noch nie zur See gefahren sind. So ist es auch. Angehende Matrosenspezialisten, Unteroffiziers- oder Offiziersschüler warten auf ihre erste Seefahrt.

Sie beginnt ohne viel Feierlichkeit. Die Wartenden werden auf die Schiffe geholt. Die Ausbilder stellen sich vor:

„Stabsmatrose Geburzi, Hydrogast!" Daß er vor zwei Jahren auf dem Handelsschiff „Halberstadt" gefahren ist und Japan gesehen hat, sagt er nicht dazu. Warum auch? Später vielleicht.

„Maat Guse, Obersteuermann!" Er könnte hinzufügen: „Bin Lehrer für Philosophie."

„Obermaat Sonnenfeld, Sperrmaat!" Hier wäre interessant, daß der Riesaer Stahlwerker schon das vierte Jahr zur See fährt.

„Maat Retzki, Obersteuermann!" Auch er hat es eilig, zur Sache zu kommen.

Und Sache ist, daß die zukünftigen Matrosenspezialisten, die Schüler der Flotten- und der Offiziershochschule, auf ihrer ersten Seefahrt soviel wie möglich kennenlernen und Erfahrungen aufnehmen sollen, damit sie selbst wiederum gute Ausbilder werden.

Geht nun alles seinen vorbestimmten Gang? Da laufen die Neuen an Bord erst immer wieder verkehrt, rennen auf der Steuerbordseite (rechte Schiffsseite) nach achtern (hinten), anstatt die Backbordseite (linke Schiffsseite) zu benutzen. Aber auch auf einem Schiff wird Rechtsverkehr verlangt. Nach dem dritten Gefechtsalarm haben sie es dann doch begriffen, wie sie am schnellsten ihre Stationen erreichen.

•

Komplizierter wurde die Sache, als sich vier künftige Hydroakustikergasten in die enge Station der „Greifswald" drängelten. Mit zwei Genossen hatte Stabsmatrose Geburzi gerechnet. Drei hätte er auf dem Törn auch noch durchgebracht. Aber vier?

Am Ortungsgerät konnten nur zwei arbeiten, er und ein Schüler in der einen Wache, in der nächsten Wache wäre dann der andere drangewesen. Was nun, Seemann? Auf den Plan schimpfen? Zum Kommandanten laufen? Geburzi tat nichts dergleichen, sondern nahm die Dinge selbst in die Hand.

Er teilte die vier Genossen in Gruppen. Zwei übten mit ihm an der Station die einzelnen Schaltvorgänge. Den anderen beiden drückte er Papier und Bleistift in die Hand und ließ sie eine schriftliche Abhandlung über das Minenorten schreiben. Mit der Wache wechselte man auch in der hydroakustischen Station.

Keiner hätte etwas von Geburzis Methode bemerkt, wären nicht dem Wachoffizier beim Rundgang durch das Schiff zwei Matrosen aufgefallen, die schreibend in der Messe (Aufenthaltsraum) saßen. Sollte gar jemand während der Ausbildung

noch Zeit haben, Briefe zu schreiben? Als er ihnen über die Schulter schaute, staunte er nicht schlecht.
In drei Tagen Seefahrt bildete Geburzi doppelt so viel Hydroakustikergasten wie sonst üblich aus. Alle vier konnten das volle Programm durcharbeiten. Nicht nur wegen der Wacheinteilung nach dem System Geburzi. Sondern auch deshalb, weil er in diesen drei Tagen fast alle Wachen ging und kaum eine Mütze voll Schlaf nahm.
„Es muß eben seinen Gang gehen!" war alles, was Stabsmatrose Geburzi dazu sagte. Es hörte sich vom Hydrogasten genauso selbstverständlich an, wie man es vom Parteimitglied und FDJ-Sekretär gewöhnt ist, der gleichfalls in der Singegruppe den Ton angibt und dazu noch Trompete bläst.

Auf der „Berlin" wurde Gefechtsalarm ausgelöst und Klarmachen zum Auslaufen befohlen. Im Kartenraum erteilte der Obersteuermann, Maat Retzki, seine Befehle. Revierfehrt stand bevor. Also mußte das Notruder besetzt werden. Eine Maßnahme für den Fall, Rudermaschine und Hauptruder fielen aus. Kaum hatte der Maat den Befehl „Notruder besetzen!" ausgesprochen, da rannten die Unteroffiziersschüler Schmidt und Stephan auch schon die Niedergänge hinunter, über das Deck, zwängten sich am Heck durch die letzte Luke. Und noch bevor der Rudergänger das Ruder auch nur einmal bewegt hatte, standen sie wieder im Kartenraum. Glücklich, es so schnell geschafft zu haben. Derweil hatte der Schlepper das Schiff in die Hafenausfahrt bugsiert. Nun mußte es selbst Fahrt machen. Schon befahl der Kommandant: „Steuerbordmaschine langsame Fahrt voraus! Ruder hart backbord!" Der Rudergänger wiederholte das Kommando. Doch das Schiff folgte seinem Willen nicht. Es lief weiter in die Richtung, in die es der Schlepper gelegt hatte. Die Rudermaschine war ausgefallen. Das Kommando „Maschine stop!" hörte Maat Retzki nur noch im Vorbeirennen. Schneller als seine Schüler „flog" er über das Deck, sprang durch die Luke am Heck und sah die Bescherung. Seine Schützlinge hatten das Hauptruder ausgekuppelt, die Rudermaschine somit stillgelegt, das Notruder auf Handbetrieb eingekuppelt und waren wieder nach oben gerannt.
Man müßte doch . . . Was dann folgte, war Fluch



Maat Guse (links) im Kartenraum

und Verwünschung zugleich. Hastig hantierte der Maat am Gestänge und steigerte sich noch in seiner Wut.
Er rannte zurück, stürmte den Niedergang hinauf. Es kostete ihn letzte Beherrschung, dem Kommandanten eine klare Meldung zu erstatten. Er war so wütend, daß er nicht den Rudergänger hörte, der das Ruder wieder klar meldete. Er hörte nicht die Befehle des Kommandanten, nicht die Wiederholungen durch den Maschinengasten. Ja, er merkte nicht einmal, daß das Schiff wieder Fahrt machte.
Er schaute in die Gesichter seiner Schüler. Nichts war dort mehr von der glücklichen Befriedigung zu sehen, die beide vorhin mit in den Kartenraum gebracht hatten. Sie war Bestürzung, Scham, Enttäuschung gewichen. Als der Maat vorhin von der Brücke rannte, war den beiden Unteroffiziersschülern blitzartig klar geworden, was sie angerichtet hatten. Nicht, daß ihnen jemand einen Vorwurf gemacht hätte. Weder der Kommandant noch der Wachoffizier hatten auch nur ein Wort verloren. Und doch war es Schmidt und Stephan jedesmal wie ein Hieb gewesen, wenn der Kommandant versuchte, durch kurze Maschinenmanöver das Schiff in der schmalen Fahrrinne zu halten.
Diese für sie so peinlichen Minuten machten ihnen bewußt, daß ein Befehl eben nicht nur schnell, sondern vor allem exakt ausgeführt werden muß.
Retzkis Donnerwetter fiel nicht so aus, wie er es sich anfangs vorgenommen hatte. Nur die ersten Worte waren laut. Warum sie nicht am Ruder geblieben seien? Er habe doch befohlen, das Notruder zu *besetzen*. „Jeder Befehl muß wiederholt werden, damit man weiß, ob er verstanden wurde!"
Hatte er das denn vorhin verlangt? Retzki kam nicht umhin sich einzugestehen, daß jeder Vorwurf ihm selbst galt. Er hätte doch auch merken müssen, daß etwas nicht stimmte, als die beiden wieder auf der Brücke auftauchten. Der Maat kaute noch einige Zeit an diesem Brocken. Noch, als das Schiff schon die offene See erreicht hatte. Es war kein inneres Zerfleischen. Das ist nicht die Art des gebürtigen Berliners. Es war das Erkennen der Verantwortung, die einem Ausbilder obliegt, über die schon viel gesprochen wurde, der sich aber jeder immer wieder selbst bewußt werden muß, besonders in kritischen Momenten. So ist der Gang der Dinge, nicht nur die Schüler lernen auf so einem Ausbildungsschiff.

Wer sind sie eigentlich, diese Stabsmatrosen und Maate? Sind es besonders ausgebildete Pädagogen? Wo waren ihre Universitäten? Auf den gleichen Schiffen, auf denen sie jetzt als Kommandeure und Spezialisten auf den einzelnen Gefechtsstationen fahren. Es ist nur wenige Jahre her, da hatten sie selbst eines Morgens erwartungsvoll auf der Pier gestanden. Da hatte auch einer von ihnen bange gefragt, wie das denn nun sei mit dem Manöver „Mann über Bord". Wer von ihnen ins Wasser müsse, wenn das geübt werde.
Sie waren damals ebenso wie jetzt ihre Schüler erleichtert gewesen, als man ihnen antwortete, es genüge ein Rettungsring, der dann von einem Schlauchboot aufgenommen werde. Und sie



haben gleichermaßen Lehrgeld bezahlt. Das gehört nun einmal dazu, wenn alles seinen Gang gehen soll.

Die „Berlin", auf der Unteroffiziersschüler Guse seinerzeit zum Praktikum fuhr, lief vor Kap Arkona durch schwere See. Die Brecher gingen hoch bis zur Brücke. Die Besatzung arbeitete in voller Schutzausrüstung auf den Gefechtsstationen. Guse wurde, nachdem er im Kartenraum gearbeitet hatte, ans Ruder befohlen. Das Schiff gehorchte ihm nur widerwillig. Es kostete ihn viel Mühe, den befohlenen Kurs zu halten. Immer wieder drehte die Kompaßrose nach steuerbord oder backbord weg. Das Schiff torkelte. Alles war in Bewegung. Guse merkte, wie ihm immer wieder der Schweiß ausbrach. Wie es ihn würgte. Er schluckte, holte hastig Luft. Bekam aber nur so viel, wie der Filter seiner Schutzmaske hergeben konnte.
Hilfesuchend wandte er sich an den Kommandanten. Aber der blieb unerbittlich. „Sie bleiben stehen, so lange es geht!"
Was hieß, so lange es geht? Guse schluckte abermals, gewann etwas Sicherheit. Doch dann, urplötzlich, hatte der Magen den Willen besiegt ... Guse riß die Schutzmaske herunter, schüttelte sie aus – und setzte sie wieder auf. Stehenbleiben, so

lange es geht!
Nach der Ablösung nahm ihn der Kommandant zur Seite. „Sie wissen, was Sie da getan haben, ist gegen die Vorschrift. Im Gefecht hätte das Ihr Leben kosten können. Und trotzdem – die Maske wieder aufzusetzen, das bringt nicht gleich jeder fertig!"
Kreidebleich hatte sich Guse von der Brücke geschleppt. Das Rätsel, wie man seinen Magen zwingen kann, ruhig zu bleiben, hatte er noch



Vor dem Ortungsgerät Stabsmatrose Geburzi (Mitte)

nicht gelöst. Er kam erst darauf, als er sich überlegte, warum ihn der Kommandant ans Ruder geholt hatte. Er sollte durch Arbeit abgelenkt werden, nicht immer an den revoltierenden Magen denken können.
Seitdem ist Maat Guse nicht nur einmal wieder in schwere See geraten. Nun mit zusätzlicher Verantwortung für seine Schüler, denen er das Errechnen des Kurses, das Peilen und das Steuern des Schiffes beizubringen hatte. Es ging immer seinen Gang dabei. Auch dann, wenn seine Schüler fahle Gesichter bekamen. Und wenn sie dreimal den gleichen Kurs berechneten, immer wieder Peilung nehmen mußten, und er mit ihnen beliebige Aufgaben durchrechnete, auf keinen Fall ließ er sie dazu kommen, ständig daran zu denken, daß ihnen übel werden konnte.

Es ging seinen Gang. Auch achtern auf dem Arbeitsdeck der „Berlin". Um Obermaat Sonnenfeld standen angehende Sperrmaaten. Das Räumgeschirr war ausgelegt. All das, was die Schüler im theoretischen Unterricht erklärt bekommen hatten, lag nun hier auf dem Deck: Schwimmkörper, Scherdrachen, Schwimmstander, Zugmesser, Räumleine, Schäkel, Leinenklammern, dazwischen Werkzeug – zu viel, um mit einem Blick Ordnung hineinzubringen. Dazu stellte der Obermaat auch noch Fragen, wollte wissen, welche Kenntnisse von der Schule mitgebracht wurden. Er ließ nicht locker. Auch beim anschließenden Rollentraining war er konsequent. Immer wieder schleppten die Schüler die schweren Schwimmkörper über das Deck. Bemüht, trotz der Last die schlingernden Bewegungen des Schiffes auszugleichen. Dabei konnte von Seegang noch gar keine Rede sein, aber „Seebeine" mußten den jungen Genossen erst noch wachsen.
Der Obermaat beobachtete jede ihrer Bewegungen, korrigierte, machte es selbst vor. Wie oft hatte er schon hier gestanden. Immer wieder die gleichen Handgriffe trainiert, die gleichen Fragen gestellt und Erläuterungen gegeben.
Angehende Matrosenspezialisten und Seeoffiziere oder künftige Maate wie jetzt waren und sind seine Schüler. Einige von ihnen hatte wohl die Abenteuerlust zur Marine getrieben. Sie hatten geglaubt, die Matrosen stünden die ganze Seefahrt über an der Reling, und es gäbe keine Arbeit. Aber sie alle hatten zupacken gelernt.
Manche sind inzwischen Leutnant, Oberleutnant geworden, kommandieren Schiffe. Ja, er freut sich immer wieder, wenn er sie trifft, in fremden Häfen oder beim Landgang. Manchmal kommen sie dann an seinen Tisch und erzählen. Er freut sich, wenn sie ihm sagen, was ihnen von seiner Ausbildung nützt, und auch darüber sprechen, was er versäumt hat.

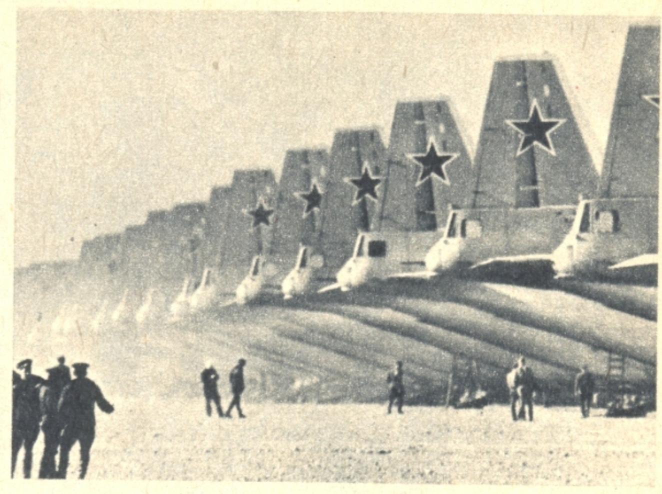
Nun soll sich keiner diese Schiffe als schwimmende Hörsäle oder Internate vorstellen. Die Minenleg- und Räumschiffe, die U-Jagdschiffe, die Raketen- und Torpedoschnellboote sind Kampfschiffe wie jedes andere. Auch für ihre Besatzungen gilt die Forderung, durch hohes militärisches Können ständig maximale Gefechtsbereitschaft zu gewährleisten. Und so tragen die Matrosen, Maate und Offiziere die volle Verantwortung für den Kampfwert ihrer Gefechtsstationen. Sie sind Steuermann, Hydrogast, Artillerist, Maschinist oder Sperrmaat. Doch zugleich sind sie Ausbilder. Wie sie mit dieser doppelten Funktion fertig werden, wollte ich von ihnen wissen.

„Es geht seinen Gang!"

erhielt ich zur Antwort.







Polviplast und Plast Gleitlager aus Polen

Im Forschungs- und Entwicklungszentrum für Plastverarbeitungstechnik Poznań wurden neuartige verschleißarme Gleitlager aus Plastwerkstoffen entwickelt, die eine Druckfestigkeit bis zu 100 kp/cm² aufweisen. Polnischen Quellen zufolge sind ihre Produktionskosten um 70 bis 95% niedriger als die gleicher Teile aus herkömmlichen Werkstoffen. Weiter wurde bekannt, daß die Chemischen Werke Pionki eine Technologie zur Herstellung des neuen Chemiewerkstoffes Polviplast erarbeiteten. Polviplast ist bis zu –20 Grad frostbeständig, weist gute mechanische Eigenschaften auf und ist chemisch inaktiv.

Transportflugzeuge in Reih und Glied

Wie zur Parade angetreten, stehen die Antonow-Giganten bereit, Luftlandetruppen und deren schwere Technik aufzunehmen. Die Typen An-12 und An-22 können Truppen und Material über Tausende Kilometer befördern. Das bewiesen sie in der Vergangenheit bei zahlreichen Manövern der Armeen des Warschauer Vertrages.

VAK 191B ist gestorben

Sang- und klanglos wurde um die Jahreswende das BRD-Senkrechtstartflugzeug VAK 191B zu Grabe getragen. Die in die Entwicklung des Flugzeuges gesteckten 275 Millionen sind „nutzlos verplant" worden, heißt es in den „Nachrufen" der Presse. Die Luftwaffe sei zur Tagesordnung übergegangen und schaue sich nach den besten Flugzeugen auf dem internationalen Markt um. Obwohl lange Zeit als das Flugzeug gepriesen, erwiesen sich die Prototypen VAK 191 (Überschalljäger) und der mit Italien gemeinsam entwickelte Typ VAK 191B (Kampfaufklärer) als für die NATO-Forderungen ungeeignet.

Argentinisches U-Boot Saltu

Auf der Werft der argentinischen Kriegsmarine ist das erste U-Boot fertiggestellt worden, das von der BRD-Firma Howaldtwerke-Deutsche Werft konstruiert wurde. Beim Bau des 56 Meter langen Bootes waren technische Kräfte aus der BRD eingesetzt. Das U-Boot erhielt den Namen der argentinischen Provinz Saltu. Ein zweites U-Boot gleicher Art befindet sich in Auftrag.



◀ Aufklärung im nassen Element

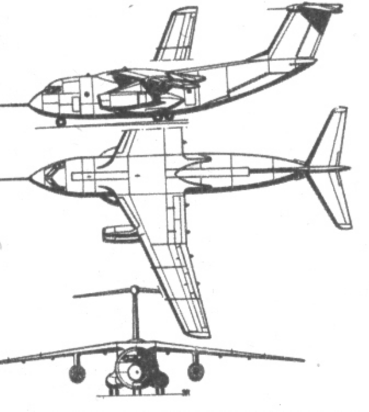
Pioniertaucher der sowjetischen Streitkräfte klären während einer Truppenübung ein Wasserhindernis auf. Zur Sicherung ihres Unternehmens ist ein MG eingesetzt worden. Mit ihrer Spezialausrüstung können die Pioniertaucher für längere Zeit vielfältige Aufgaben unter Wasser lösen; so unter anderem die Aufklärung von natürlichen und künstlichen Hindernissen, das Suchen und die Vernichtung von Minen sowie verschiedene Sprengarbeiten u. a. m.



▲

NAMC soll 1974 in den Truppendienst

Das bereits 1968 als Attrappe vorgestellte mittelschwere Transportflugzeug japanischer Konstruktion NAMC C-1A befindet sich zur Zeit in Flugerprobung. Die Truppenerprobung



ist für die nächsten Monate geplant. Danach soll das Lufttransportkommando der japanischen Luftstreitkräfte 1974 die Maschine übernehmen. Es sind eine Langstrecken- und eine U-Boot-Bekämpfungsvariante vorgesehen.

Granaten mit Raketenantrieb?

In den USA wurden 105- und 155-mm-Granaten erprobt, die mit einem zusätzlichen Feststoff-Raketenantrieb versehen sind. Damit soll die Schußweite der normalen Artilleriemunition um etwa ein Drittel vergrößert werden. Das Triebwerk beginnt erst zu arbeiten, wenn die Granate das Rohr verlassen hat. Schlußfolgernd daraus wird vermutet, daß künftig die Geschütze leichter gebaut werden können.

Feuer aus 40 Rohren

Auf eine große Tradition blicken die modernen Geschoßwerfer der Sowjetarmee, die Nachfolger der legendären „Katjuscha", zurück. Die Salven dieser Artilleriewaffen wirken besonders auf Flächenziele. Leistungsfähige Trägerfahrzeuge (LKW der Typen ZIL und Ural) ermöglichen den Einsatz in jedem Gelände sowie den schnellen Stellungswechsel.

Noch 1973: Robur LO 3000

Der Nachfolger des bekannten geländegängigen LKW Robur 2501, der Typ LO 3000, geht in diesem Jahr im Zittauer Werk in Produktion. Das Fahrzeug weist neben einer verbesserten Transportleistung auch eine größere Wirtschaftlichkeit, einen besseren Fahrkomfort sowie eine geringere Reparaturhäufigkeit auf.

Auftanken im „Fließbandverfahren"

Die Versorgung der Panzertruppen mit Treib- und Schmierstoffen verlangt von den Rückwärtigen Diensten eine hohe Organisation. Das „Fließbandverfahren", das seit Jahren auch in der Nationalen Volksarmee praktiziert wird, hat sich überall bewährt. Es gewährleistet das Auftanken in kürzester Zeit.

▼



EINE TONNE VERONAL

Vor fünf Tagen waren wir ausgelaufen. Am Abend erreichten wir die befohlene Position, ließen den Steuerbordanker zu Wasser und liegen seither auf Vorposten, ohne daß sich irgend etwas ereignet hätte. Langweilig. Dazu dieses Wetter. Ab und an kam etwas zwischen Matsch und Regen vom Himmel. Bald aber lag dichter Nebel auf dem Wasser, daß wir keine drei Kabel Sicht mehr hatten. Knorke, unser Funk-Meß-Gast, stand vor der Kollisionsschutzanlage und ließ die Lichtflöhe über den Schirm krabbeln. Was zu nahe kam, bestimmte er nach Kurs und Geschwindigkeit. Aber es war kein Schiff darunter für uns.

uns von dem anderen Schiff. Aber sosehr wir unsere Augen auch anstrengten, bei dem Nebel ließen sich keine Positionslichter ausmachen. Da gab Oberleutnant Kringel den Befehl, die Scheinwerfer einzuschalten. Die Lichtkegel zerrissen die Finsternis. Aber was war das? Kein Schiff, ein großes Ungeheuer schwamm auf uns zu. Und ehe die Geschütze ihre Salven hätten abfeuern können, um das Untier zu vernichten, sperrte das den gräßlichen Rachen auf und spülte uns mit Mann und Maus in den riesigen Magen.

„Verdammt!" sagte Oberleutnant Kringel. „Was nun?" In der Dienstvorschrift gibt es unverständlicherweise keinen Punkt über das Verhalten beim Verschlucktgewordensein durch ein feindliches Ungeheuer seitens eines Vorpostenschiffes.

Doch plötzlich trat Knorke in den Kartenraum und meldete: „Genosse Oberleutnant, unbekanntes Ziel nähert sich uns. Kurs 140 Grad, Geschwindigkeit 12 Seemeilen, Entfernung 32 Kabel."

Oberleutnant Kringel überprüfte die Angaben. Das unbekannte Schiff war bereits auf 28 Kabel herangekommen und hielt genau auf uns zu. „Befehl an Eins-eins: Backbordscheinwerfer klar!" Kringel gab die Werte durch, der Rudergast meldete weiter an den Signalgast. Der quittierte. Befehl ausgeführt.

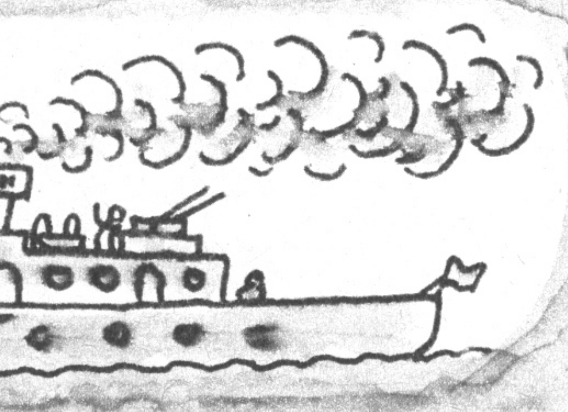
Das fremde Fahrzeug war auf 24 Kabel heran und machte noch keine Anstalten, den Kurs zu ändern. „Anker auf!" Das Manöver lief glatt. „Beide Maschinen Achtung voraus!" Die Dieselmotoren dröhnten auf. Noch zehn Kabel trennten

„Soll ich den Kommandanten wecken?" fragte Knorke.

„Hiergeblieben!" befahl Kringel. „Wenn der erfährt, daß wir uns haben überrumpeln lassen, streicht er uns den nächsten Freitörn." „Freitörn!" sagte Knorke. „Vielleicht im Blinddarm von diesem Vieh?" Aber Kringel war ein erfahrener Offizier und hoffte, die Lage ohne den Kommandanten meistern zu können. Er wählte die 03 an. Nach sieben Minuten vergeblichen Läutens meldete sich endlich eine verschlafene Stimme: „Leutnant Lehm. Was liegt an?" Kringel erklärte seinem Freund, was geschehen war. Schnell zog der sich an und kam auf den Hauptbefehlsstand. Die beiden Offiziere berieten sich kurz. Lehm schlug vor, den Schlund des Tieres bis zu den Mandeln hochzufahren,

Ulrich Völkel

dann einen Kutter zu Wasser zu lassen mit zwei Winden bestückt, die zwischen die Kiefern klemmen, den Rachen aufstemmen und ab wie seinerzeit Münchhausen.
Wir erhielten entsprechende Befehle, jedoch – das Ungeheuer zerknickte die Winden und schluckte uns allesamt wieder in den Magen.
Kringel wollte den Kommandanten immer noch nicht wecken. Er befahl die Ari-Gasten auf den Hauptbefehlsstand. „Wir steuern wieder zum Rachen, dann Feuer aus allen Rohren. Und wenn das Vieh vor Schmerz aufbrüllt, beide Maschinen äußerste Kraft voraus und ab in die Ostsee."
So geschah es auch. Das heißt, bis zu der Salve; denn das Vieh blieb unbeeindruckt. Es spülte die Geschosse im Maul zusammen und spie sie in hohem Bogen aus. Bei dem Orkan,



der dabei entstand, wären wir fast gekentert. Es flog so ziemlich alles durcheinander, was nicht festgekeilt war. Dennoch wollte Oberleutnant Kringel den Kommandanten noch nicht wecken.
Knorke war bei dem Orkan so unglücklich mit dem Kopf gegen seine Kasa 5 geschlagen, daß der Sani geholt werden mußte. Als er die Wunde behandelt hatte, ließ er den Kranken in die Koje tragen und verordnete ihm eine halbe Tablette Veronal. Weil aber sein Vorrat verbraucht war, mußte er die Tonne öffnen lassen, die er vor dem Auslaufen auf dem Achterdeck hatte verstauen lassen. Und diese Tonne war bis obenhin voll mit Veronal.
Unglücklicherweise aber spülte ein Brecher die Tonne gerade in dem Moment über Bord, als wir sie mit Mühe geöffnet hatten. Die gesamte Last an Schlaftabletten versank im Binnenmeer des Ungeheuers.
Kringel und Lehm waren sich inzwischen einig geworden, daß der Kommandant nun doch geweckt werden müßte. Er würde zwar ganz schön toben, aber lieber das, als auf ewig im Magen dieses Untiers zu bleiben, was zum Beispiel schon den Genossen gegenüber unverantwortlich gewesen wäre, die im Frühjahr entlassen werden sollten.
Kringel nahm also den Hörer ab und wollte die Nummer wählen, als das Unerwartete geschah. Die Tonne Veronal hatte sich aufgelöst und war dem Vieh ins Blut gedrungen. Von schwerer Müdigkeit überwältigt, begann es herzhaft zu gähnen. Ein Mal, zwei Mal, ein drittes Mal. Aber jetzt so ausgiebig, daß Oberleutnant Kringel, der ein fähiger Offizier ist, flugs den Befehl geben konnte, mit äußerster Kraft voraus den gefährlichen Ort zu verlassen. Noch nie habe ich unser Schiff so davonbrausen sehen. Als ob es gewußt hätte, was es galt.
Das Veronal aber wirkte so stark, daß das Untier einschlief, ehe es den fürchterlichen Rachen schließen konnte. So strömte ein Viertel der Ostsee hinein. Das Tier ertrank. Kringel, Lehm und wir alle wischten uns den Schweiß von der Stirn. Wir waren einem furchtbaren Unglück entronnen. „Und kein Wort dem Kommandanten!" verlangte Kringel. Das schworen wir.
Am nächsten Morgen, das Frühstück war aufgebackt, trat der Kommandant in die Messe. Er rieb sich auf die ihm eigene Art die Hände, nahm Platz, gähnte und sagte mit seiner knarrigen Stimme: „Krasnyi Don! Ich hab vielleicht einen Blödsinn geträumt heut Nacht, Genossen." Er goß sich Tee ein. „Stellen Sie sich vor, ich träumte, uns hätte ein Meeresungeheuer verschluckt. Der Sani hat es mit einer Tonne Veronal betäubt, sonst wären wir nie wieder herausgekommen." Uns blieb das Essen im Hals stecken. Kringel starrte den Kommandante an, dann sagte er: „Haben Sie ihn, ich meine, belobigt?" „Den Sani?" fragte der Kommandant lachend. „Nein. Ich wollte. Aber der Pentrigast weckte mich, weil das Frühstück aufgebackt war." „Man sollte ihn dennoch belobigen", sagte Kringel zaghaft.
Der Kommandant sah seinen 1. Wachoffizier von der Seite her an. „Das ist wahr", gab er zu. „Ich werde es tun, wenn ich heut Nacht weiterträume."
Wir aßen schweigend. Keiner wußte, ob der Kommandant wirklich nur geträumt hatte oder ob er uns zu verstehen geben wollte, daß er von allem wußte. Er hat es auch nie gesagt.
Veronal führen wir seitdem in großen Mengen an Bord. Man kann schließlich nie wissen.

Illustrationen: Paul Klimpke

Walter Flegel

In diesem Sommer irgendwann





Als ich im warmen Sonnenschein
des März die aufgetauten Straßen sah,
da fiel mir plötzlich der September ein.







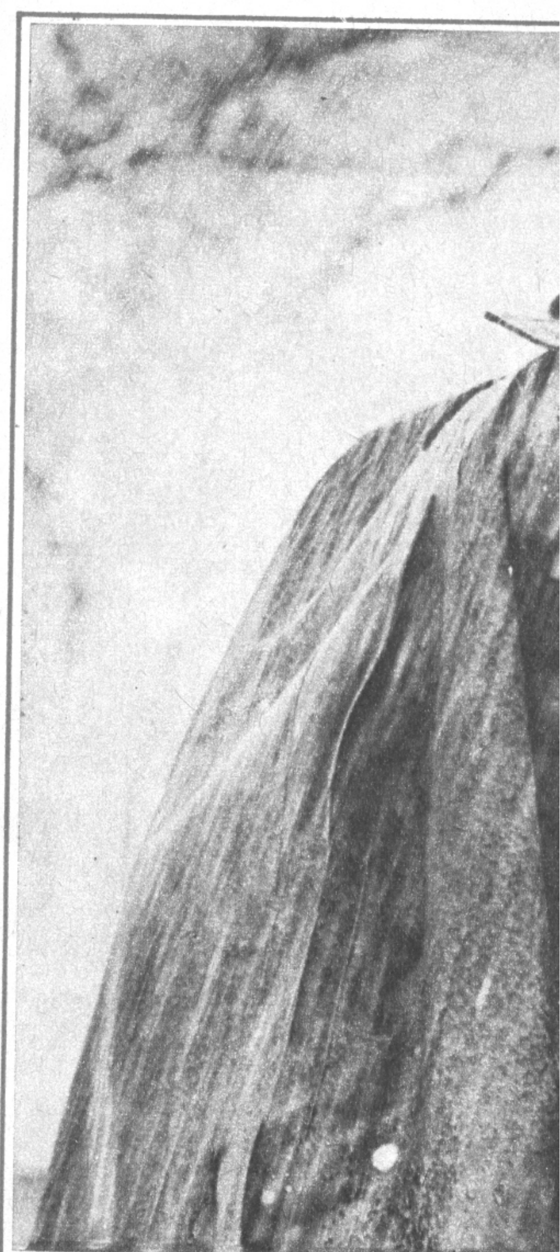






Und jener Sonntag war ganz deutlich da:
Wir gingen kilometerweit durchs Land
auf den von Nebeln angehauchten Straßen,
den Regenumhang trug ich in der Hand,
und endlich hat's der Himmel regnen lassen.

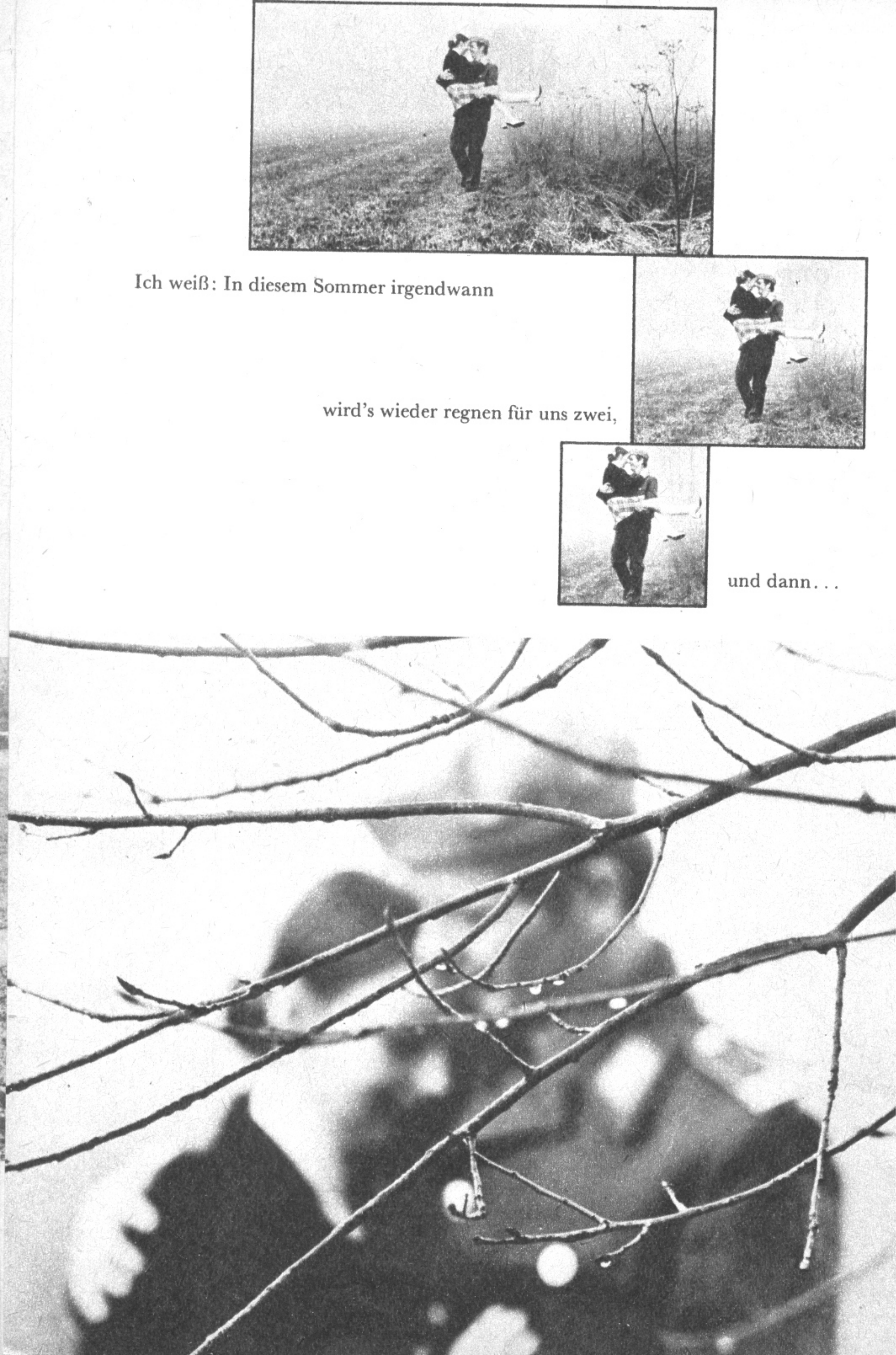




Der Umhang hat uns beiden Schutz gegeben,
ich habe dein Gesicht an mir gespürt,
und auch, als längst vertropft der letzte Regen,
hab ich mich nicht vom Fleck gerührt.







Ich weiß: In diesem Sommer irgendwann

wird's wieder regnen für uns zwei,

und dann...

Steppenwiesen

Oberstleutnant W. Petrow

Nachdem Oberstleutnant Lushnikow die Meldung des Diensthabenden der Abteilung entgegengenommen hatte, sah er sich ungeduldig um und empfand Erleichterung: Natürlich alles noch wie einst, alles beim alten. Die ziegelgedeckte Kaserne mit dem Flachdach, etwas weiter zur Seite hin die beiden hölzernen Fertighäuser und das aus Platten montierte zweistöckige Gerätelager, der Wasserturm, die dichten Büsche des Waldstreifens und die drei Reihen Aprikosenbäume, die sich zur Ferne hinzogen. Alles war wie früher, kaum verändert, nur gründlicher, haltbarer geworden und wirkte nun so natürlich wie die rotbraune Steppe und der fahle Himmel.

„Was sagten Sie?" fragte Lushnikow den diensthabenden Leutnant.

„Gestatten Sie, daß ich Sie zum Kommandeur begleite, Genosse Oberstleutnant?"

„Ja, natürlich . . ."

Die Freitreppe hinaufsteigend dachte Lushnikow: Wie werde ich Major Grinko den Zweck meines Besuches begründen? Aber vielleicht ist das gar nicht so wichtig.

Die Treppe knarrt auch noch so wie früher. Nicht alle Stufen, nur die dritte. Bei trockenem Wetter knarrt sie fein und melodisch. Er entsann sich der scherzhaften Bemerkungen der Offiziere, daß sie das zuverlässigste Barometer sei. Sobald die Treppe zum Stab nicht mehr knarrt, müßte man mit schlechtem Wetter rechnen.

Einige Male sollte diese Treppe durch Betonstufen verändert werden, aber das wurde immer wieder verschoben. Allen tat es leid um die geschnitzten Geländerpfosten, das hölzerne Spitzenwerk des Gesimses, das seinerzeit von Hauptfeldwebel Machonko, einem meisterhaften Kunsttischler, angefertigt worden war.

„Dient Machonko noch?"

„Leider nicht mehr", erwiderte der Diensthabende und öffnete ihm umsichtig die Tür. „Er ist voriges Jahr in die Reserve versetzt worden."

Machonko war einer der Veteranen der Raketentruppen gewesen. Er hatte den Weltkrieg mitgemacht und hier zu der gleichen Zeit wie Lushnikow seinen Dienst aufgenommen und in der Steppe die ersten Markierungspflöcke gesetzt.

Lushnikow stand eine Weile auf der Freitreppe und sagte dann, als er bemerkte, daß der Diensthabende noch immer die Tür halb vor ihm geöffnet hielt: „Gehen Sie ruhig voraus, Genosse Leutnant. Danke, ich finde den Weg selbst."

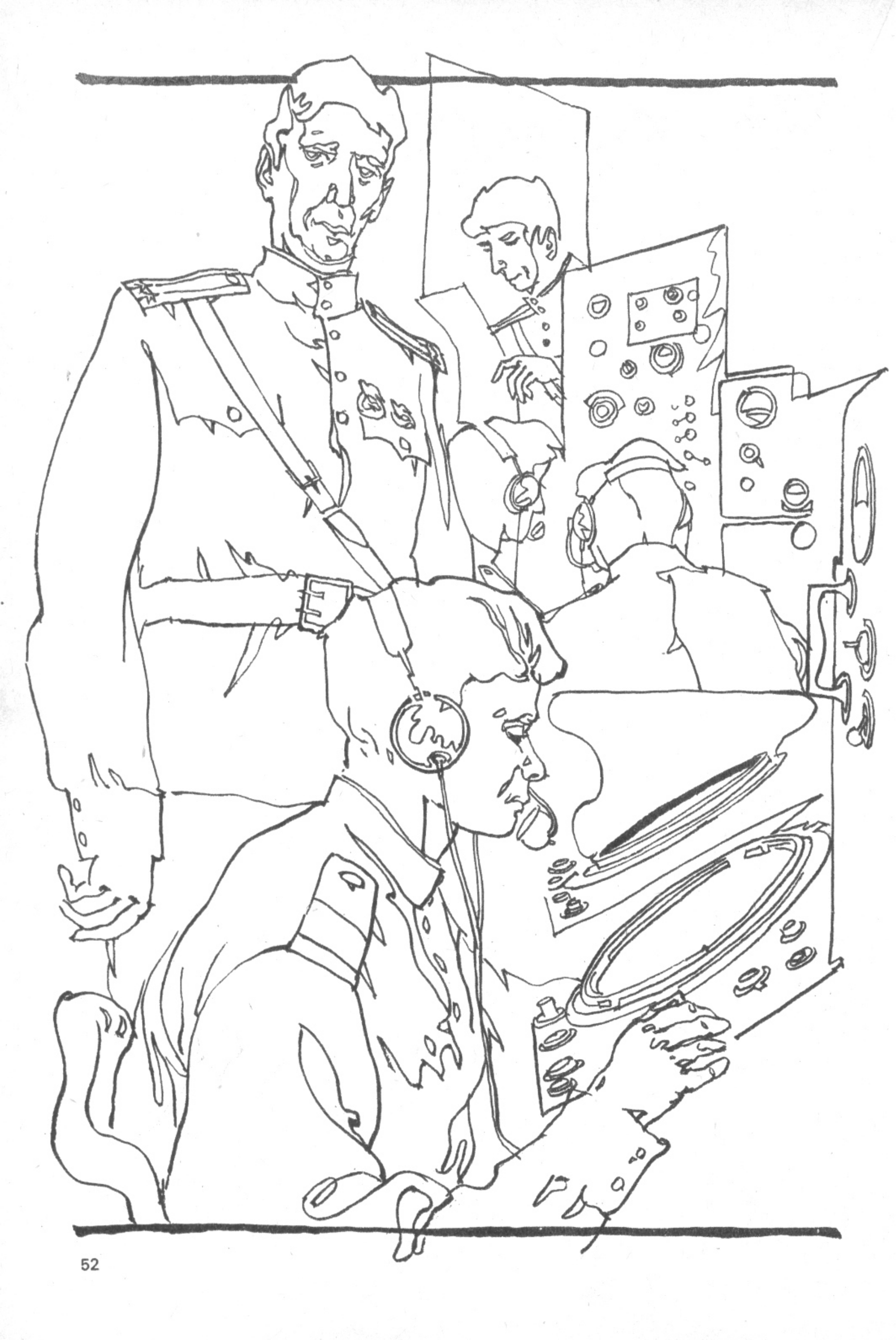
Unlängst hatte er mal gelesen: Vergangenes ist nicht, was man durchlebt hat, sondern das, woran man sich erinnert. Er entsann sich ganz deutlich jenes schönen Herbsttages, der durchsichtig war wie Glas, und der geschmeidigen Weite der Steppe, durchzogen vom ockerfarbenen Gestrüpp der angepflanzten Bäume. Wie damals spürte er freudige Erregung im Herzen. Er stand hier, als der „GAS" geschickt manövrierend und mit den Bremsen quietschend direkt bis an die Treppe vorgefahren war. Tamara hatte geschmollt, weil er sie nicht am Bahnhof abgeholt hatte.

Er erinnerte sich gut an den Duft jenes Tages: Würzig-bitter roch der Steppenwermut, betörend duftete die späte Reseda vom Blumenbeet, doch all diese Düfte wurden übertrumpft vom durchdringenden Geruch trocknender Farbe, mit der Machonko das Treppengeländer zu Ehren der Ankunft der Kommandeursgattin gestrichen hatte. Dann waren sie, so wie er jetzt, durch den halbdunklen Korridor geschritten, und der Posten hatte zackig gegrüßt, wobei er verwundert nach der Emailleschüssel in Tamaras Händen schielte. Lushnikow und Machonko trugen das Reisegepäck.

Seltsam, dachte Lushnikow, und er verharrte an der Tür des vertrauten Kommandeurszimmers. Er vernahm von innen die erregte, geradezu wütende Stimme einer Frau. Auch damals waren laute Frauenworte gefallen. Die von der Reise erschöpfte Tamara hatte einen netten „familiären Meinungsaustausch" vom Zaune gebrochen.

Vielleicht sollte er lieber nicht stören? Allem Anschein nach gab es da drinnen ein ziemlich heikles Gespräch. Aber er mußte hinein. Wozu im Korridor warten und vor den Augen des Postens auf und ab wandern?

Er klopfte, trat entschlossen ein. Tatsächlich befanden sich drei Menschen im Zimmer. Major Grinko, ein blonder unbekannter Oberleutnant und eine puterrote hübsche Frau, die am Fenster saß. Alles klar, dachte Lushnikow etwas enttäuscht. Das berüchtigte Ehrengericht: Mann, Frau und Kommandeur. Den ersten Eindruck bestätigte ihm Grinko, der die jungen Leute als Ehepaar



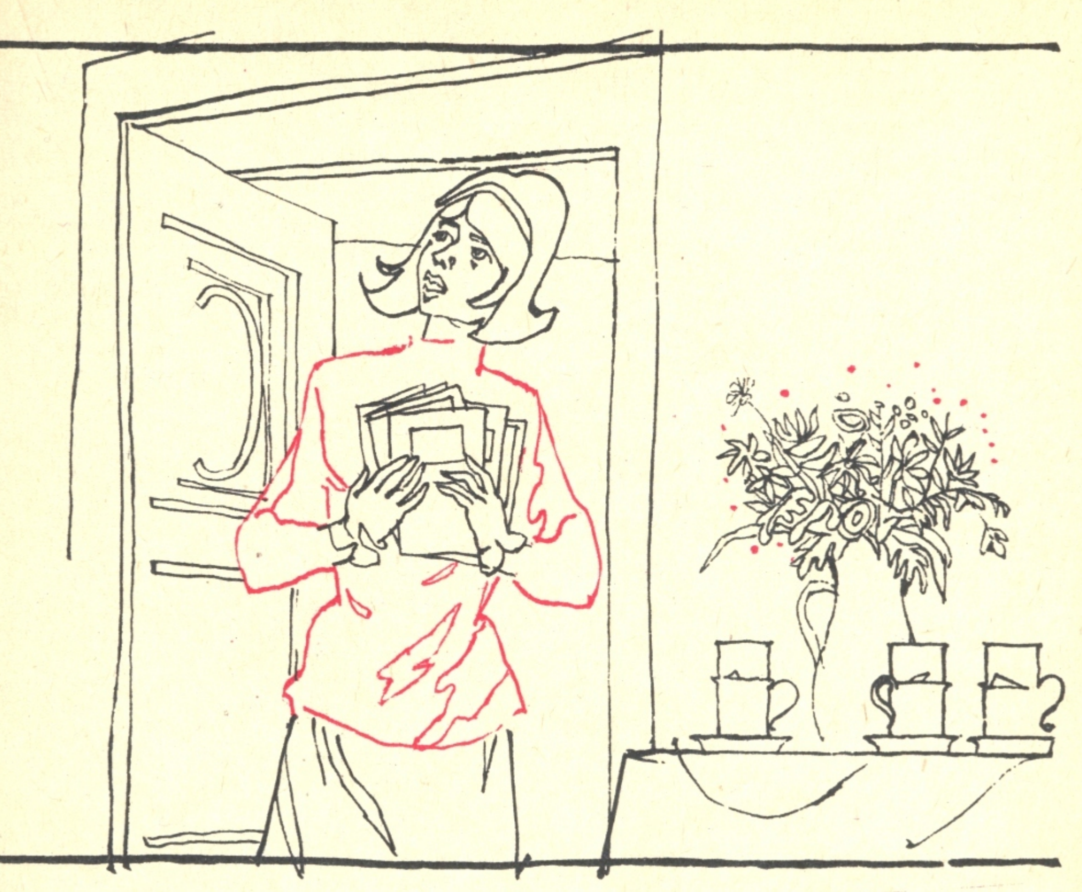
Tschistjakow vorstellte. Immerhin, ein schönes Paar, bemerkte Lushnikow für sich. Sie ähneln sich sogar ein bißchen.
Übrigens entstand durch Lushnikows Erscheinen weder Verwirrung noch peinliches Schweigen. Major Grinko drückte gelassen die dargereichte Hand des Oberstleutnants und begrüßte ihn erfreut, der Oberleutnant riß die Hacken zusammen, während seine Frau nur leicht den Kopf neigte und Lushnikow offenbar gleich dem oppositionellen Lager zugesellte. Ihr ganzes Aussehen schien zu sagen: Euch Männer kennen wir schon, ihr seid doch alle gleich.
Sobald Lushnikow Platz genommen hatte, erhob sie sich demonstrativ: „Also Michail Iljitsch, ich verzeih ihm das nie!" Dann wandte sie sich ihrem Mann zu. „Hörst du, Petja?!"
Das Kinn nach vorn gereckt, durchmaß sie das Zimmer und ließ die Tür hinter sich ins Schloß fallen.
Hat die aber Charakterstärke!, dachte Lushnikow insgeheim kopfschüttelnd und schaute den Oberleutnant mitfühlend an. Der war kein bißchen gedrückt, er lächelte nur unbestimmt und zerstreut.
„Darf ich wegtreten?", wandte er sich an Lushnikow.
„Sie können gehen."
Was sie wohl für Streit haben?, überlegte Oberstleutnant Lushnikow. Gewiß geht es um mangelnde Gleichberechtigung, oder der Haushaltsplan der Familie ist durcheinander geraten. Vielleicht ist es gar etwas Ernsteres, Unangenehmeres. Zwar haben die Psychologen recht, wenn sie meinen, Familienstreit sei unvermeidlich und sogar nützlich. Aber dabei sollte doch stets der gesunde Menschenverstand den Ausschlag geben.
„Nette Leute, diese Tschistjakows", sagte Major Grinko, „nur daß sie sich ab und an mal raufen, aus Liebe gewissermaßen."
Dies konnte eine Andeutung sein, nicht weiter danach zu fragen. Lushnikow war der gleichen Meinung, wußte er doch aus eigener Erfahrung als Kommandeur, wie spröde und verletzbar Familienangelegenheiten sein konnten.
Grinko stopfte sich eine Pfeife und lehnte sich im Sessel zurück. Fragend schaute er sein Gegenüber an. Lushnikow überlegte, ob das nicht der rechte Moment sei, Grinko zu fragen, ob er ihm nicht doch in dieser Sache nützlich sein könne. Grinko jedoch wechselte das Thema und klagte bekümmert: „Die Verwaltungsangelegenheiten reiben mich förmlich auf, Leonid Nikolajewitsch... Sie haben hier seinerzeit so viel Gutes gesät, daß ich es kaum schaffe, die Früchte davon zu ernten. Freilich bin ich Ihnen dafür dankbar. Aber mit den Aprikosen ist es dieses Jahr geradezu unheimlich."
„Was ist mit den Aprikosen?"
„Wir wissen nicht, wohin mit ihnen. Eine Rekordernte gibt es hier infolge des Waldschutzstreifens. Wir haben welche getrocknet und eingelegt, haben konserviert und mariniert – in Hülle und Fülle! Und doch sind noch welche übrig. So eine Ernte gab's noch nie!"
„Lassen Sie den Nachbarn in der Umgebung welche ab. Ich meine, dem Sowchos."
„Die nehmen keine. Haben selber genug davon. Ihnen fehlt es an Verpackung. Ich habe den Stab zweimal angerufen, sie versprachen uns einen Wagen zu schicken, aber der kommt ewig nicht."
„Ich werde mit dem General sprechen. Wir helfen euch."
Lushnikow betrachtete das großflächige gebräunte Gesicht des Majors und dessen schwerfällige Bauernfäuste, die auf der polierten Tischplatte ruhten. Er empfand wachsende Achtung vor diesem Mann. Welch erstaunliche Mischung von grobem Äußeren und feinem Intellekt, von Schlichtheit und Bescheidenheit!
Wenn er im Stab weilte, wirkte Grinko ebenso gelassen, denn er war äußerst aufrichtig und sicher. Auch jetzt machte er ebensowenig Gewese. Offenbar hatte er wirklich den Kopf voll mit Wirtschaftsfragen.
Grinko imponierte durch seine Gründlichkeit. Lushnikow bedauerte aufrichtig, daß er ihn nicht schon eher näher kennengelernt hatte. Doch er gestand sich ein, daß ihn die Eifersucht bisher daran gehindert hatte. Lushnikow hing zu sehr an seiner einstigen Abteilung, an seinen Steppenwiesen...

Oberstleutnant Lushnikow trat allein hinaus an die Startstellung, nur die krummbeinige Palma, die ihn bereits am Stab umwedelt hatte und nun vor ihm den Pfad entlanghechelte, begleitete ihn, den wacker gestreckten Schwanz voller Kletten. Grinko hatte ihm keinen Begleiter angeboten, und Lushnikow war ihm dafür dankbar. Er wollte das Leben der Abteilung nicht von der Paradeseite her beobachten, nicht so, wie man es zuweilen als Inspekteur zu sehen bekommt, sondern alles von innen heraus betrachten: Die gemessenere und dauerhafte Seite des Alltags interessierte ihn, mit den Augen des Alteingesessenen spähte er auf die Umgebung. Aber vorläufig gelang ihm das nicht recht. Immerzu drängten sich ihm Vergleiche auf, und er kam nicht los von einer unsichtbaren Markierungslinie.
Konnte er auch nur für einen Augenblick vergessen, daß er ausgerechnet in seinem vertrauten Dienstort Steppenwiesen und nicht irgendwo war?
Der Diensthabende nahm ihn erfreut auf, machte keine große Schau und gab sich nicht diensteifriger als sonst. Er prüfte Lushnikows Papiere aufmerksam und sagte auf dessen Frage, ob



Major Grinko nicht angerufen und ihn auf sein Kommen vorbereitet habe: „Nein, Genosse Oberstleutnant. Sie sind uns ohnehin gut bekannt, zumindest vom Foto in unserem Traditionszimmer."
Prüfst aber dennoch die Papiere!, spöttelte Lushnikow innerlich. Ist übrigens ganz gut, daß Grinko nicht angerufen hat, paßt ganz zu seinem Arbeitsstil.
„Womit sind die Leute beschäftigt?"
„Mit Kontrollarbeiten." Der Offizier wies auf eine grafische Darstellung und fuhr fort: „Sie enthält die exakte Abfolge aller Tätigkeiten, ist die grafische Umsetzung eines Wochendienstplanes."
Lushnikow betrachtete aufmerksam die Tafel und bemerkte dann anerkennend: „Ist was Neues . . ."
„Wissenschaftliche Arbeitsorganisation, Genosse Oberstleutnant. Alles ist nach Tagen und Stunden aufgeteilt. Und wird eisern eingehalten."
Na, wird nicht so ganz eisern sein, dachte Lushnikow. Wenn man die Spezifik der Abteilung und die Fülle der verschiedenen Dienste berücksichtigt, gibt es gewiß manche Abweichungen. Aber im großen und ganzen ist es zweifellos eine nützliche Sache.

„Wo ist Oberleutnant Tschistjakow?"
In des Diensthabenden Blick glimmte leichte Verwunderung auf. Übrigens staunte Lushnikow selbst, warum er ausgerechnet Tschistjakow verlangt hatte. Wohl, weil ihm der Name schon bekannt war.
„Im Kommandopunkt. Soll ich Sie hinführen?"
„Nicht nötig, ich finde allein hin."
Bei Lushnikows Erscheinen gab Tschistjakow ein Kommando an die Bedienung und erstattete schneidig Meldung: Der wundert sich auch kein bißchen, durchzuckte es Lushnikow. Als habe er die ganze Zeit bereits auf die Inspektion gewartet.
„Weitermachen! Bin nur auf kurze Zeit hergekommen."
Er wollte sich wirklich nicht lange aufhalten, denn andere Bedienungen mußte er auch noch überprüfen. Doch war ihm im ersten Augenblick schon klar, daß er von hier nicht bald loskäme.
Sein Interesse galt natürlich der ungewohnten Arbeitsatmosphäre. Ihm waren der feste sachliche Rhythmus und die gemessenen Bewegungen sofort aufgefallen. Die Funkorter liefen nicht hin und



Illustrationen: Karl Fischer

her, sie durchmaßen die Kabine nicht gespannten Schritts, wie das gewöhnlich bei Kontrollarbeiten ist, sondern waren voll konzentriert, jeder an seinem Platz. Nur dann und wann sahen sie nach den Schemata oder beugten sich über die Apparatur.

Sehr bald erfaßte Lushnikow die Ursache für diese ihm ungewohnt ruhige Atmosphäre. Man hatte vom Hauptoszillographen Abzweigungen zu den Arbeitsblöcken gelegt und damit dem früheren Gedränge und Hin- und Hergerufe ein Ende gemacht. Tschistjakow trat der Reihe nach an die einzelnen Funkorter heran und gab, ihnen helfend, Lehrunterweisungen. Aber besonders setzte Lushnikow ein Umstand in Erstaunen: Oberleutnant Tschistjakow überprüfte gemeinsam mit einem Funkorter-Feldwebel den Elektronen-Rechner. Lushnikow fragte:

„Sind sie denn Ingenieur?"

„Noch nicht. Ich bin Fernstudent an der Akademie für Hochfrequenztechnik, drittes Studienjahr. Und das ist Feldwebel Macharadse, von Beruf Ingenieur. Er hat in einem Funkwerk gearbeitet."

„Und das da?" Lushnikow machte eine unbestimmte Geste, auf die Arbeitssituation in der Funkmeßstation verweisend. Eigentlich erinnerten ihn die Kontrollarbeiten an das Gleichmaß und die Rationalität eines gut eingerichteten Förderbandes.

„Wir experimentieren noch ein bißchen", sagte Tschistjakow etwas verlegen. „Ich schreibe nämlich eine Jahresarbeit über die wissenschaftliche Organisation von Kontroll-Reglementierarbeiten."

„Ich glaube, Sie bringen was zustande", lobte ihn Lushnikow. Gleichzeitig aber hätte er ihn am liebsten gefragt: „Warum, Bruderherz, hast du an der Familienfront versagt?"

Aber hier und jetzt hätte das unangebracht, ja fast unanständig gewirkt. Später aber würde er die Frage stellen. Das mußte sein . . . Lushnikow verließ die Stellung gemeinsam mit Tschistjakow. Es dämmerte bereits. In der dunstig verhangenen Ferne sank die Sonne. Unter den Tritten der Männer knirschte schwarz gewordenes Reihergras, und hoch am Himmel glitt, vom Sonnenuntergang rosig beschienen, ein Schwarm von Wildgänsen dahin.

Sie sprachen wie Gleichgestellte miteinander, was beiden angenehm war. Während Lushnikow den technischen Erörterungen Tschistjakows lauschte, dachte er mit leisem Ärger, daß dabei die Gefühle etwas zu kurz kommen und in den Hintergrund gedrängt werden würden. Eine halbe Stunde versuchte er vergeblich, das Gespräch auf Alltagsprobleme zu lenken. Plötzlich aber sagte Tschistjakow ohne Umschweife:
„Genosse Oberstleutnant! Darf ich Sie zu einer Tasse Tee zu uns einladen?"
„Zu einer Tasse Tee?", fragte Lushnikow etwas verdutzt zurück.
„Ja. Wir wohnen im ersten Block, dritte Wohnung und bitten Sie sehr!"
Lushnikow blieb stehen, als er fühlte, wie ihm sein Herz schmerzte. Tschistjakow wohnte in den gleichen Räumen, die er selbst einmal als Major und Abteilungskommandeur bewohnt hatte!

---

*

Den Tschistjakows gehörten zwei Zimmer des Holzhäuschens, die anderen beiden Räume dem in Urlaub gefahrenen Politstellvertreter. In der geräumigen Küche blitzte nun anstelle des einstigen Primuskochers ein Gasherd, aber ansonsten herrschte nicht die gleiche Musterwirtschaft wie zu Lushnikows Zeit. Seine Tamara hatte ja nicht nur als vorzügliche Hausfrau auf Ordnung gehalten, sondern auch als Mathematikerin.
Interessiert beobachtete Lushnikow, wie sich der Oberleutnant eine Schürze umband und ebenso flink wie geschäftig den Küchendienst versah. Offenbar kannte er sich in gastronomischen Angelegenheiten aus. Auf Lushnikows Frage: „Wie heißt Ihre Gattin eigentlich?" antwortete er:
„Shenja. Genauer gesagt, Jewgenija Andrejewna. Wenn man vom Teufel spricht... Da kommt sie schon!"
Achtungheischend ertönte unterm Fenster die Autohupe. Dreimal kurz und einmal lang, was bedeutete: „Shenja ist da!"
„Ihr Signal! Da muß ich ihr entgegengehen," erklärte Tschistjakow und trocknete sich rasch die Hände ab.
„Sie kennt sich wohl auch im Morsen aus?" fragte Lushnikow.
„Es gibt kaum etwas, was die nicht kennt!" Lushnikow fiel die Tschistjakowsche Familienbibliothek ein, eigentlich der Bücherberg, den er soeben gesehen hatte. Was gab es da nicht alles! Ichthylogie, Botanik, Bodenkunde, populärwissenschaftliche Medizinbände, sogar ein Lehrbuch für Imker! So kriegte er überhaupt nicht heraus, was für Fächer Jewgenija Andrejewna überhaupt unterrichtete.
„Guten Abend!", sagte sie und trat mit einem gewichtigen Stoß Schulhefte auf Lushnikow zu. „Halten Sie doch, bitte, mal, ich kann sie nirgends ablegen."
Die engen Lederhandschuhe rasch abstreifend, bemerkte sie Lushnikows belustigten Blick und sagte:
„Sie denken wohl, das ist für mich Fahrerschick? Nichts dergleichen – einfach Selbstverteidigung! Ich muß nämlich oft den Wagen reparieren. Der da", mit einer Kopfbewegung wies sie auf ihren Mann, „bastelt mir so allerhand Diversionsakte hinein, na, ich meine Defekte. Und ich hab' schließlich die Nägel manikürt. Ein Pädagoge muß übrigens immer gepflegte Hände haben, daß Sie's wissen!"
„Ich weiß schon", sagte Lushnikow. „Bloß das mit den Defekten ist mir nicht ganz verständlich."
„Das müssen Sie ihn schon fragen. Petja, erklär mal, ich geh mich inzwischen waschen." Und doch mußte Lushnikow bis zum Abendbrot auf die Erklärung warten, die natürlich nicht durch Oberleutnant Tschistjakow, sondern von seiner temperamentvollen Frau erfolgte.
„Sehen Sie nur, Leonid Nikolajewitsch", begann sie ärgerlich, „wie weit es mein Mann schon treibt: Als vorbildlicher Spezialist und hervorragender Erzieher und so weiter verursacht dieser Mann, wie es sich herausgestellt hat, eine Panne nach der anderen am Auto! Er bringt die verschiedensten Defekte an. Das begreife einer!"
„Wozu denn?", staunte Lushnikow.
„Bloß weil er mir die Arbeit vermiesen will. Da er mich nicht überreden konnte, die Arbeit aufzugeben, versucht er's so. Meine Schule ist zwölf Kilometer von hier. Ohne Auto bin ich wie ohne Arme, besser gesagt, wie ohne Beine."
„Shenjetschka, ich bitte dich, laß das..."
„Was soll ich lassen? Schließlich hast du den Oberstleutnant zu deiner Verteidigung mitgebracht. Also mag er schon alles wissen." Lushnikow rutschte peinlich berührt auf seinem Hocker hin und her. So also war das... Da hatte man ihn zum Tee geladen und dabei ein bestimmtes Ziel verfolgt?!
„Shenjetschka!", flehte Tschistjakow. „Was sagst du da? Besinne dich. Ich habe Leonid Nikolajewitsch einfach eingeladen, weil er früher mal hier gewohnt hat."
Jewgenika biß sich auf die Lippen und schaute Lushnikow durchdringend und streng an. Dann lenkte sie ein:
„Das ist was anderes. Entschuldigen Sie, bitte, Leonid Nikolajewitsch. Wie gefällt Ihnen unsere Wohnung? Nicht übel, ja? Sie war dank Ihrer Pflege in ausgezeichnetem Zustand. Leider mußten wir Ihre Tapete abnehmen, die hier wirkt vielleicht etwas veraltet. Oder empfinden Sie es anders?"
„Schon recht..."
„Na, irgendwas gefällt Ihnen nicht... Ich sehe

Fortsetzung auf Seite 74

ALTERTÜMLICHES



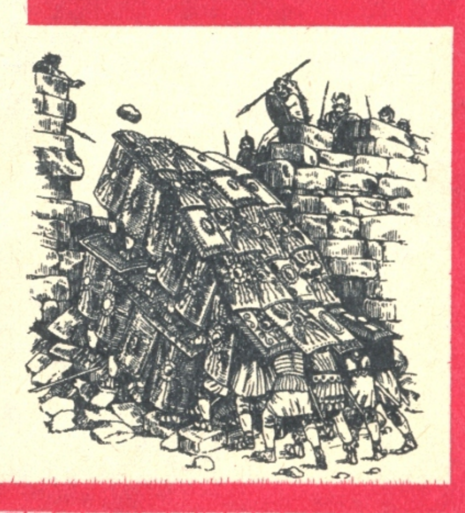
Ein Neuerervorschlag der Rückwärtigen Dienste: Kaltverpflegungsschleuder. Die Vorrichtung dient dem gefahrlosen Übermitteln des Tagessatzes für die Einzelkämpfer vom rückwärtigen Raum in den ersten Graben.

„Also Krieger, alles klar: Am Ende der Sturmbahn Sprung in den Graben, Helm ab, Schutzmaske auf und nischt wie zurück. Laßt mir aber den Wurfspieß nicht wieder liegen!“



„Wer hat denn nur dem Nachbarregiment verraten, daß unser Farb- / Fernseher wieder geht?“

„Aufgepaßt, Leute! Der erste Zug will sich wieder Ausgang verschaffen – und das noch am Montagabend!“



(Die Zeichnungen stahlen/entliehen wir dem Buch „Kriege des Altertums“ aus dem Militärverlag)





Dornröschen



Ein Mieter aus der 4. Etage trifft eine Mieterin aus der 3. Etage und spricht in entschuldigendem Ton:
„Gestern war eine kleine Feier bei uns. Es hatten sich alte Kameraden einer Reitereskadron versammelt. Ich hoffe, wir haben Sie nicht zu sehr gestört?"
„Nein, lieber Nachbar, keineswegs. Aber ich möchte nur zu gern wissen, wie es Ihnen gelang, die Pferde nach oben zu bringen."



Ein englischer Oberst ging über den Piccadilly, als ein Mann – halb Bettler, halb Soldat – ihn militärisch grüßte. „Woher kennst du mich?", fragte der Oberst. „Ich werde doch den Mann kennen, der in der Schlacht mein Leben rettete."
Der Oberst gab dem Mann für die schmeichelhafte Antwort ein Geldstück.
„Gott segne Euer Ehren", rief der Bettler. „Es war vor New Orleans, als ich Euer Ehren so schnell vor den Yankees weglaufen sah, wie Euch Eure Füße tragen konnten. Ich rannte hinter Euch her und rettete so mein Leben. Viel Glück, Euer Ehren, ich werde es Euch nie vergessen!"



Der bekannte amerikanische Schriftsteller Ernest Hemingway trat im ersten Weltkrieg als Freiwilliger in die italienische Armee ein. Er hatte darauf bestanden, als einfacher Soldat zu dienen. Nach einiger Zeit kam man dahinter, daß dieser überaus intelligente Freiwillige ein Universitätsstudium absolviert hatte. Er wurde zum Regimentskommandeur befohlen:
„Sie müssen unbedingt auf die Offiziersschule! Was wollen Sie überhaupt unter den Mannschaften?"
Hemingway zuckte gleichgültig die Schultern und erklärte sich einverstanden. Er war noch keine drei Tage auf der Schule, da hatte er bereits fünf Duellforderungen von arroganten Offizieren erhalten, die sich durch seine schonungslose Kritik gesellschaftlicher Schwächen in ihrer Ehre gekränkt fühlten. Hemingway nahm alle Forderungen an. Er stellte aber als Herausgeforderter die Bedingung: „Handgranaten, auf zehn Schritt Distanz . . ." Noch in der gleichen Woche wurde er zu seiner Einheit zurückversetzt. Der Regimentskommandeur verzichtete darauf, Mister Hemingway zum Offizier ausbilden zu lassen.



Der frühere Schwergewichtsmeister Joe Louis fuhr als Soldat während des Krieges einen Jeep. Als er einmal mit einem Soldaten unterwegs war, kollidierte der Jeep mit einem Lastwagen. Der Fahrer des LKW sprang heraus und beschimpfte Louis in gemeiner Weise. Der ehemalige Boxweltmeister verzog keine Miene. Er blieb stumm und beachtete den Schimpfenden nicht. Nachdem er seinen Wagen wieder angelassen hatte, fuhr Louis lächelnd weiter. „Warum hast du den Kerl nicht einfach umgehauen?", fragte ihn der neben ihm sitzende Soldat.
„Na hör mal", erwiderte Louis gelassen, Caruso hat doch auch nicht jedem, der ihn beleidigte, eine Arie gesungen!"





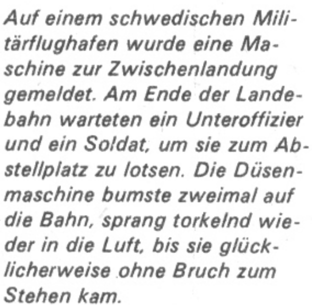
Anekdoten

Ein Offizier spricht zu einem Soldaten: „Warum trinken Sie, Smith? Wenn Sie nicht trinken würden, hätte man Sie längst zum Korporal befördert."
„Aber, Herr Leutnant, wenn ich trinke, fühle ich mich immer als Oberst."



Der Kapitän schrieb ins Schiffstagebuch: „Heute war der Steuermann betrunken." Nach einigen Tagen hatte der Steuermann Dienst. Er schrieb ins Schiffstagebuch: „Heute war der Kapitän nüchtern."





Auf einem schwedischen Militärflughafen wurde eine Maschine zur Zwischenlandung gemeldet. Am Ende der Landebahn warteten ein Unteroffizier und ein Soldat, um sie zum Abstellplatz zu lotsen. Die Düsenmaschine bumste zweimal auf die Bahn, sprang torkelnd wieder in die Luft, bis sie glücklicherweise ohne Bruch zum Stehen kam.
Als der Pilot, ein junger Marineoffizier, herauskletterte, ließ der Unteroffizier den Soldaten strammstehen und salutierte selbst. „Empfangen Sie das fliegende Personal von der Marine immer so ehrenvoll?", fragte der Pilot.
„Nein", gestand der Unteroffizier, „aber bei der Luftwaffe dürfte sich so eine Landung höchstens ein General erlauben!"



In einer südvietnamesischen Stadt besichtigte ein amerikanischer Offizier einen buddhistischen Tempel. Darin erblickte er eine aufgehängte silberne Maus. Er bat einen alten Vietnamesen, ihm diese Sehenswürdigkeit zu erklären. Jener war sofort einverstanden: „Vor langer Zeit gab es in unserer Stadt eine Mäuseplage. Die Einwohner probierten die verschiedensten Mittel, um sich vor ihnen zu retten, aber nichts half. Darauf beschlossen sie, eine silberne Imitation anzufertigen und im Tempel aufzuhängen. Danach verschwanden alle Mäuse."
„Und Sie glauben an diese Geschichte?" „Natürlich nicht. Wenn wir daran glaubten, würde längst ein silberner Amerikaner im Tempel hängen . . ."













Ein Kessel Graues

Eberhard Wintzen

Sieglinde Amoulong

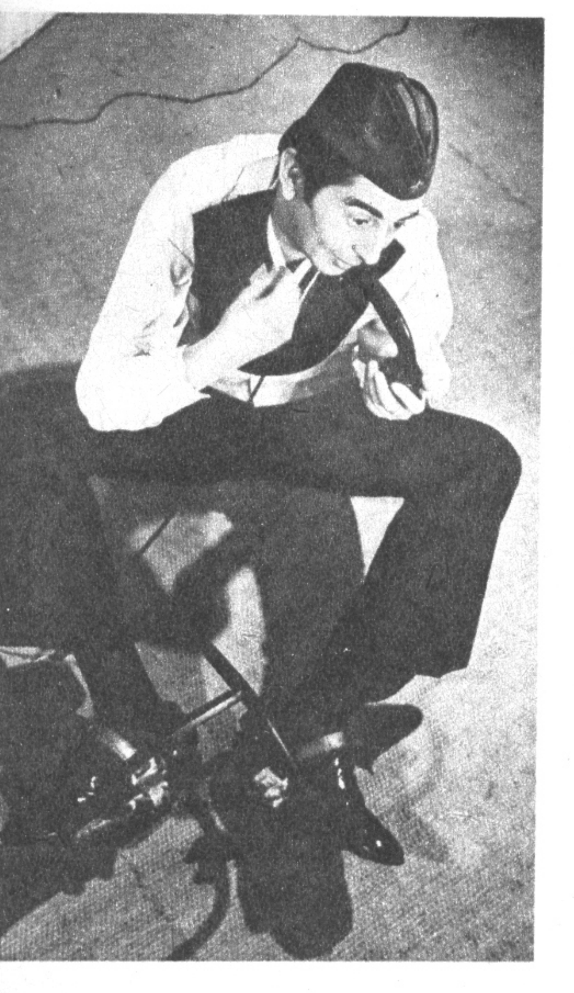
Gert Kießling

Es gibt allerhand Leute, die bei dem Wort KNEIFZANGE lediglich an die stets und überall erwarteten Handwerker denken. Entweder, weil sie überhaupt nur noch an die Handwerker denken können; oder ganz einfach, weil sie das Kabarett des Erich-Weinert-Ensembles der Nationalen Volksarmee noch nicht kennen. Das nämlich heißt „Die Kneifzange" und hat gegenüber Handwerkern mindestens zwei Vorzüge: Erstens sind die Kabarettisten der „Kneifzange" gewöhnlich besser gelaunt, und zweitens sind ihre Vorstellungen allesamt finanziell leichter zu verkraften. Nun können natürlich die wenigsten Leute was dafür, daß sie dieses Kabarett noch immer nicht kennen; denn im Fernsehen wird es unerklärlicherweise nicht gezeigt. Vermutlich, weil es zuviel Heiterkeit verbreiten könnte. Nun ja, wenn das Fernsehen das Kabarett nicht zeigt, besteht immer noch die Möglichkeit, daß das Kabarett das Fernsehen zeigt. „Die Kneifzange" macht von dieser Möglichkeit Gebrauch, und zwar in ihrem zur Zeit laufenden Programm „Ein Kessel Graues".

⊙

Das Programm beginnt ganz im Stil der Sendung „Ein Kessel Buntes", einmal abgesehen davon, daß anstelle eines riesigen Orchesters eine launige Combo musiziert und die Zahl der Mitwirkenden sich auf lediglich sechs beläuft. Zunächst einmal marschieren ein weiblicher Tambour und eine junge Dame ein, die kräftig auf die Pauke haut. Alsdann wird es hinter einem kniehoch gerafften Tüllvorhang lebendig, wo vier Paar mit Sockenhaltern verschönte stachlige Waden ein Männerballett von umwerfend komischem Charme abziehen. Der Vorhang gibt die Bühne frei, und ein schneidiger „Kneifzangen"-Dialektiker begrüßt das verdutzte Publikum mit dem hinlänglich bekannten Schlachtruf: „Hällo, Fäns! 'n Ahmd, Leute!"
Keiner lacht. Kein Wunder, das Ding ist ja auch schon siebenmal









im „Kessel Buntes" gelaufen. Wer das „Kneifzangen"-Ensemble vergangener Jahre kennt, bemerkt die Pikanterie des Augenblicks. Lutz Stückrath, Distel-Kabarattist und in der freundschaftlich parodierten Fernseh-Sendung als Dialektiker mit Scherz und Schnauze für den Berliner Dialekt zuständig, entsproß vor Jahren der „Kneifzange".
Die vier männlichen Darsteller auf der Bühne repräsentieren vier Waffengattungen der Nationalen Volksarmee: einer die Landstreitkräfte, einer die Luft-



streitkräfte, einer die Volksmarine, „weil er Hans Albers so gut nachmachen kann und Admiral Verner". Der Vierte kommt von der Grenze; er ist allerdings ohne Hund erschienen. Den Hund hat er in eine Polytechnische Oberschule geschickt, damit es nicht, wie mitunter, heißt, „von der Armee war wieder kein Hund da".

Mit sicherem Auge visieren die gestiefelten Kader von der „Kneifzange" ihre Themen an und landen allerhand Treffer mitten ins Schwarze. Mit großem satirischem Kaliber wird die innerdeutsche, süße Tour des Gegners abgehandelt, in einem Rollschuh-Schaulauf-Song mit dem Refrain „Wir haben ein paar neue Rollschuh und suchen die Rollbahn dafür". „Kneifzangen"-Devise: Wer wacht, gewinnt.

Und die Gruppe bewirkt Positives durch die satirische Darstellung negativer, überholter Erscheinungen bei uns und bestätigt ein weiteres Mal, daß die Mittel des Kabaretts gut geeignet sind, Teile des Lebens bis zur völligen Erkennbarkeit zu verzerren, und zwar sowohl des Lebens innerhalb als auch außerhalb der Armee. Sei es in einer szenischen Generalprobe für ein Kampfmeeting, auf dem ausschließlich langfristig vorbereitete Fragen gefragt werden, sei es die deprimierte Klage eines Kochs über die Neuen, die soeben ihren Dienst angetreten haben: „Gut genährt sind sie, verwöhnt, nichts schmeckt ihnen!" Oder der Grundsatz eines Hauptfeldwebels in bezug auf die Kleidung des Soldaten: „Die Uniform ist grundsätzlich so geschnitten, daß sie paßt." Oder die Vorzugsstellung jener obenerwähnten Handwerker, die nach dem Befehl „Handwerker, rechts raus!" erfreut feststellen dürfen, daß das Handwerk auch in der Armee gelegentlich noch goldenen Boden hat. Oder: Unteroffizier Hartmann und Soldat Wintzen auf Wache vor dem Offiziersklub. Eine junge, unternehmungslustige Dame begehrt Einlaß mit dem Bemerken: „Ich bin die Tochter von Generalmajor Schröder". Leider zieht das Argument nicht. „Ich kenne auch Oberstleutnant Menzel sehr gut."

Gegenfrage: „Kennen Sie Unteroffizier Hartmann?"

„Nein, leider nicht".

„Sehn'se, den hätten'se kennen müssen, der bin nämlich ich."



Derart gekontert, muß die junge Dame wieder gehen. Soldat Wintzen ist die Situation allerdings nicht ganz geheuer: „Hoffentlich gibt das keinen Ärger mit dem General!"

Unteroffizier Hartmann: „Da kann ich dich beruhigen. Ihr Vater ist gar kein General."

„Woher willst du das wissen?"

„Na, sonst wär' sie doch mit dem Dienstwagen gekommen."

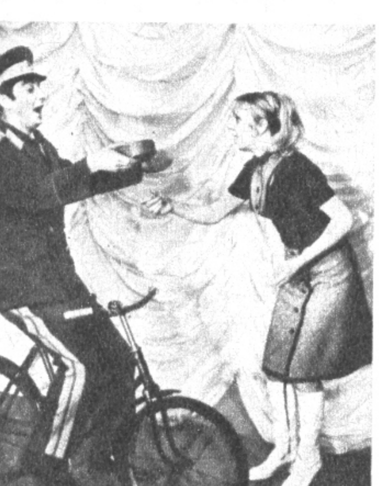
⊙

Ein guter, alter Bekannter aus mehreren „Kneifzangen"-Programmen ist erfreulicherweise mit von der Partie: Wanja Iwanow, Nachrichtensoldat der Sowjetarmee, den Klaus Hartmann deutsch-russisch radebrechend mit einer Art kyrillischer Aussprache spielt. Wanja macht Frühstückspause, läßt für ein Viertelstündchen die Strippe Strippe sein und gewährt dem Publikum einen kleinen Einblick in seine Schwierigkeiten beim Lernen der verzwickten deutschen Sprache: „Deutsch ist schwer. Man sagt ‚Groschengrab' oder ‚Postmuseum', aber im Wörterbuch steht – Telefonzelle."

Der Höhepunkt des Abends kommt, wie es sich gehört, kurz vor Schluß des Programms – eine Telelotto-Parodie, bei der einigen leicht rückständigen Zeitgenossen und -kollegen das Fell und dem Publikum, das sich vor Lachen kaum zu helfen weiß, gewissermaßen das Zwerch-Fell über die Ohren gezogen wird. Moderator der Ziehung ist ein Major, der sichtlich unter der Verantwortung leidet, die ihm in diesem Falle kein Vorgesetzter abnehmen kann. Zunächst interviewt er Emil Haberstroh, einen Hauptgewinner der vergangenen Ziehung. Frage: „Und was haben Sie mit dem vielen Geld gemacht?"

„Ich hab' mir einen uralten Wunsch erfüllt und einen An-





bauschrank für meine Schrankwand gekauft."

„Und mit dem restlichen Geld?"

„Damit ist die Verkäuferin für vier Wochen nach Kuba gefahren."

Dann die Ziehung der Gewinnzahlen selbst mit den dazugehörigen Unterhaltungsbeiträgen. Nummer 2 wird gezogen – Kategorie „Aus alten Filmen". Hier schlägt die große Stunde von Rittmeister Zitzewitz, der ab und an am Montagabend über den Bildschirm zu flimmern pflegt. Nummer 23 – „Operette". Die halbwüchsige Tochter eines mehr als vielbeschäftigten Offiziers singt nach der bekannten Weise aus der Operette „Feuerwerk":

> O, mein Papa
> hat nicht mal Zeit, mich zu verhaun,
> o, mein Papa,
> ist Oberst bei der Fahne.
> Wenn er mal haut, dann haut er sich aufs Sofa . . .

Nummer 25 kommt an die Reihe – „Sensationen": Ein General in tadelloser Uniform, rote Biesen an den Beinkleidern fehlen keineswegs, erscheint mit einem etwas angerosteten Fahrrad im Rampenlicht, offenbar auf dem Weg zum Dienst. Die um sein Wohl besorgte Ehefrau schiebt ihn liebevoll an und gibt ihm einen gutgemeinten Rat mit auf den Weg: „Aber rase nicht wieder so!"

⊙

Jede Nummer gewinnt, und zwar die Zuschauer für die „Kneifzange". Der Titel des Programms ist irreführend. „Ein Kessel Graues" ist ganz schön bunt, der Abend wird für die Darsteller Sieglinde Amoulong, Marlis Findeisen, Oberfeldwebel Gert Kießling, Klaus Hartmann, Michael Schreiber und Eberhard Wintzen zu einer klar gewonnenen „Kessel"-Schlacht. Die Regie ist an Freuden reich; das trifft sich gut, denn der Regisseur heißt Winfried Freudenreich, der gemeinsam mit Karl-Heinz Tuschel, Dramaturg des Kabaretts, und dem Leiter der Gruppe, Oberstleutnant Horst Heller, die meisten und wesentlichsten Texte zum Programm beisteuerte. Musik machen die drei Oberfeldwebel Wolfgang Otto, Gitarre, Andreas Kastner, Baßgitarre und Reinhard



Schwartz, Schlagzeug. Dirigent der kleinen Stabskapelle ist der ehemalige Thomaner und derzeitige Hauptmann der NVA, Reinhardt Stein, von dem auch die Noten des Programms stammen „und von vielen anderen Komponisten, wenn die davon wüßten!" – wie es im Finale selbstironisch heißt.

⊙

„Die Kneifzange" hat bisher in jedem Jahr mindestens ein Programm erarbeitet und auf ihrem motorisierten Thespiskarren eine Strecke zurückgelegt, die gut und gern sechsmal um den Erdball reicht.
Das eine Programm war gut, das andere sogar besser oder schlechter. Mit jedem Programm aber sind Erlebnisse und Geschichten verknüpft. „DEFEKTA 72" beispielsweise war ein Programm, das die Mitglieder der Gruppe fast dem Aberglauben in die Arme getrieben hätte. Nie zuvor wurden sie so oft von Krankheiten heimgesucht, nie wurde ihr Bus durch die vermaledeite Defekthexe so oft außer Gefecht gesetzt.
„Die Kneifzange" war bei Manövern mit im Feld, zum Beispiel beim Manöver „Waffenbrüderschaft". Da war es natürlich nichts mit der Kammerspielatmosphäre, von der Kabarettisten wegen des besonders engen Kontakts mit den Zuschauern verständlicherweise schwärmen. Spielstätte war zumeist nicht einmal ein Zelt, sondern eine Freilichtbühne unterm Himmelszelt, und das internationale Publikum zählte nach Tausenden. Kammerton war nicht gefragt, nur volle Lautstärke. Dafür war dann aber auch der Applaus, das sogenannte Brot des Künstlers, um etliche Phonstärken lauter als sonst.
Für die Soldaten der Sowjetarmee hatte „Die Kneifzange" vor knapp zwei Jahren ein spezielles Programm im Repertoire. Ganze Teile und die Conference wurden in russischer Sprache geboten. Besonderes Verdienst an der Überwindung der sprachlichen Klippen hatte Helmut Hellmann – damals Regisseur des Programms, heute ebenso wie Stückrath bei der Distel –, der seine Pointen auch russisch gut an den Mann zu bringen wußte. Kommentar der Waffengefährten von Strippenzieher Wanja Iwanow: „Otchen dufte!"

⊙

Woher hat nun dieses Armee-Kabarett die Themen für seine treffsicheren Beiträge? Woher schon? Wer fast allabendlich in einer anderen Einheit gastiert, mit seinen Zuschauern diskutiert und Ohren hat, zu hören, der kennt sich aus im Leben der Soldaten. Der Rest ist Schreibarbeit der Autoren. Wobei aber zu bemerken wäre, daß sich der Dramaturg der „Kneifzange" mehr Autoren aus den Reihen der Armee selbst wünscht; vom Soldaten bis zum General ist als Texter jeder willkommen. Zum anderen bekommt die Gruppe auch direkt Hinweise vom Ministerium für Nationale Verteidigung. Ein Zeichen für die Wertschätzung, die das Kabarett genießt und ein Ausdruck der Tatsache, daß es nicht nur wohlgelitten ist, sondern daß die Waffen der Satire wesentlicher Bestandteil des Arsenals unserer Volksarmee sind.
„Immerhin", so die „Kneifzangen"-Akteure über sich, „sind wir die einzigen Kabarettisten in der an Kabaretts reichen deutschen Geschichte, die wegen des Kabaretts zu militärischen Ehren gelangt sind."
Und zum dritten sind die Mitglieder der „Kneifzange" selber Soldaten, die der Segnungen der militärischen Ausbildung teilhaftig werden und lernen, mit dem Gewehr umzugehen. Durchaus denkbar, daß die Präzision, mit der sie auf dem Schießplatz über Kimme und Korn das Ziel anvisieren, günstige Rückwirkungen auf die Präzision ihrer Bühnen-Pointen hat. Unterfeldwebel Volkmar Bormann jedenfalls, der die beim Sturm auf die Höhen der Kultur bewährten Einzelkämpfer zwecks Auffrischung ihrer militärischen Kenntnisse und Fertigkeiten betreute, stellt ihnen in dieser Hinsicht ein bemerkenswertes Zeugnis aus. „Geschossen haben sie wie die Wilddiebe, und die Einzelgefechtsübung wurde mit ‚gut' erfüllt. Dann ließen sie uns noch ein selbstgemachtes Marschlied da. Das ist so gut, daß es bei uns jeder neueingestellte Soldat mit seinen ersten Schritten lernt. Es hat die ‚Susi' im Regiment abgelöst, und das will schon was heißen."

⊙

Die „Kneifzange" besteht seit 1955, also seit 17 Jahren. Und sie hat ihr Pulver noch längst nicht verschossen. Mit 17 fängt das Leben erst an. Wer sie noch nicht kennt, wird sie gewiß kennenlernen; entweder als Betroffener, als Objekt ihrer Spitzen oder als lachender, unbeteiligter Dritter. Und wer sie kennt, wird sich sicherlich mit mir dem Titel ihres Programms zum 20. Geburtstag der DDR anschließen: „Danke, weitermachen!"

Ernst Röhl



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Flugzeugteil, 8. schöner Jüngling der griechischen Sage, 12. dänische Hafenstadt, 14. Angehöriger einer militärischen Einheit, 16. Nahrungsmittel, 17. kleines Verschlußteilchen, 18. Abschiedsgruß, 19. Elendsviertel in kapitalistischen Großstädten, 21. Tip, Hinweis, 23. moralischer Begriff, 26. Schmetterling, 29. Bürde, 31. westlicher Militärpakt (Kurzbezeichnung), 33. spanischer Frauenname, 35. wirklichkeitsgetreu, 37. Teil der Streichinstrumente, 38. norwegischer Mathematiker (1802/29), 40. älteste lateinische Bibelübersetzung, 42. Laubbaum (Mehrzahl), 44. Fluß zur Ostsee, 45. Kinderspeise, 47. Pflicht, Planaufgabe, 49. Stadt in der UdSSR, 51. Wut, 52. gekörntes Stärkemehl, 55. weiblicher Vorname, 58. Felsenklippe, 61. Hafenstadt im Irak, 63. Hauptstadt Tunesiens, 65. Wendekommando, 66. Ostseemeerenge, 67. Klebemittel, 69. Sportler, 71. listenförmige Aufstellung, 72. schlammiger Boden, 73. Stadt in der UdSSR.

Senkrecht: 1. Trinkgefäß, 2. Nebenfluß der Donau, 3. Riesenschlange, 4. Vogel (Mehrzahl), 5. glaziale Erosionsform an Gebirgshängen, 6. Klostervorsteher, 7. Gebirge in der UdSSR, 9. Sportkleidung, 10. Untiefe, Strudel, 11. Gewebe, 13. Arbeitsentgelt, 15. chemisches Element, 17. Großmutter, 19. japanische Münze, 20. Wintermantel, 22. Sammlung von Aussprüchen, 24. Kopfbedeckung, 25. Freund und Mitarbeiter von Karl Marx, 27. flüssiges Fett, 28. Strom in Afrika, 30. Rennpferd, 32. Oper von Weber, 34. Schwur, 36. Schieferfelsen, 37. Notruf auf See, 39. japanischer Maler des 13. Jahrhunderts, 41. Bewohner Vorderasiens, 43. Nebenfluß der Wisla, 44. kleine Ansiedlung, 46. Zahl, 48. Fluß in der UdSSR, 50. Brennstoff, 53. Kartenwerk, 54. landwirtschaftlicher Großbetrieb, 56. Stacheltier, 57. Heeresabteilung, 59. zu den Rundmäulern gehörender Fisch, 60. Einheit der elektrischen Kapazität, 61. Forschungsschiff Nansens, 62. Spielkarte, 64. Nebenfluß der Donau, 67. Mündungsarm des Rheins, 68. Nebenfluß des Rheins, 70. Nebenfluß der Donau.

Auflösung aus Nr. 3

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Munition, 6. Zuender, 11. Inn, 13. Line, 15. Irian, 16. Ehe, 17. Geer, 18. Irene, 20. Eis, 22. Riesa, 25. Ekel, 26. Gasse, 28. Ster, 29. Gast, 31. Segel, 33. Elke, 36. Pakt, 38. Maas, 39. Rat, 41. Europa, 43. Orla, 45. Dung, 46. Lisene, 47. Ida, 49. Esla, 50. Klee, 52. leer, 54. Miete, 57. Dill, 59. Erda, 61. Meter, 63. Arno, 65. Tenne, 67. Ara, 68. Benno, 70. Arta, 72. Mai, 73. Stirn, 74. Saar, 75. SOS, 76. Skelett, 77. Garnison. – **Senkrecht:** 1. Moerser, 2. Niere, 3. Tone, 4. Olga, 5. Nie, 6. Zer, 7. Erik, 8. Diele, 9. Ern, 10. Riege, 11. Ines, 12. Nase, 14. Newa, 19. Rest, 21. Island, 23. Ire, 24. Sekunde, 25. Eta, 27. Alma, 30. Spa, 32. Garnele, 34. Leu, 35. Erg, 37. Kai, 40. Auster, 42. Pol, 43. Oel, 44. Lee, 45. Dame, 46. Lei, 48. Arabien, 50. Kern, 51. Edo, 53. Ren, 55. Irbis, 56. Tanne, 58. Lira, 60. Remis, 61. Maus, 62. TASS, 64. Note, 65. Tara, 66. Neun, 69. Erk, 70. Ast, 71. Tag.

Rosen in der Kaserne?

Die aktuelle Umfrage

Können Sie sich darunter etwas vorstellen: capsa hircus caucasica und capreolus capreolus? Bißchen viel verlangt, meinen Sie? Einverstanden, schließlich sind Sie nicht Professor Dathe. Also zu deutsch: kaukasische Bergziege und ganz einfach Reh. Und dann will ich Ihnen noch sagen, daß ein Mufflon kein muffliger Mensch ist, sondern ein auf Korsika und Sardinien lebendes europäisches Wildschaf.

Was diese Lektion Zoologie soll? Sie werden staunen, es gibt doch eine ganze Menge Soldaten, die das interessieren wird. Und zwar in einem ganz bestimmten Truppenteil. Weil sie dort nämlich tagtäglich Kontakt mit eben diesen Ziegen, Schafen und Rehen haben.

Obwohl ich nicht alle NVA-Dienststellen kenne, möchte ich doch annehmen, daß niemand außer Niemand einen kaserneneigenen Tierpark besitzt. Gemeint ist der Truppenteil Niemand, in dem Vorgesetzte und Soldaten in fleißiger Arbeit auf einem ehemals verwilderten Gelände am Rande ihres Objekts gemeinsam einen Mini-Zoo anlegten. Die Tiere steuerte die Patenstadt Eberswalde bei. Freilich, es muß nicht unbedingt ein Tiergehege sein. Wenn das auch keine schlechte Idee und für Unteroffizier Manfred Grams „*der* Knüller des Truppenteils" ist.

Es gibt noch viele andere Möglichkeiten, die Umgebung des Soldaten angenehm und freundlich zu gestalten.

Und darum geht es in dieser Umfrage. Um das äußere Gesicht, das Milieu des Kasernengeländes, der Kompaniegebäude, der Soldatenstuben.

„Eine kulturvoll und schön gestaltete Umwelt entspricht der auf dem VIII. Parteitag beschlossenen Grundlinie", betonte Genosse Kurt Hager vor der 6. Tagung des Zentralkomitees der SED. Und die Nationale Volksarmee ist da keineswegs ausgeklammert. Auch in dieser Hinsicht muß der Sozialismus keinen Bogen um die Kasernen machen.

Tausend Rosen im Objekt, ein Springbrunnen im Feuerlöschteich, eine Sauna für Berufssoldaten im Keller des Stabsgebäudes, eine schon über die Grenzen des Truppenteils hinaus bekannte „Bauernstube" sind sicher keine geringeren Knüller als der Tierpark bei den Niemands. Es sind nur die attraktivsten der im Truppenteil Mädler



durch Freizeitarbeit geschaffenen „Umweltverschönerungen". „Gar nicht drin bei uns", höre ich schon einige schreien. Mehr oder weniger doch, meine ich. Wenn nicht genauso, dann eben etwas anders. Ganz nach den jeweiligen Bedingungen natürlich. Die Truppenteile Mädler und Niemand sind wohl besonders vorbildlich, aber keinesfalls „besondere" Einheiten. Etwa durch kräftige Finanzspritzen irgendwelcher wohlgesinnter Vorgesetzter aufgebaute Paradebeispiele. Was sie sich geschaffen haben, entstand durch eine richtige Einstellung zu den Soldatenproblemen, durch Ideenreichtum, Initiative und fleißige Arbeit. Für sie trifft genau das zu, was Verteidigungsminister Heinz Hoffmann feststellte: „Vorrangig werden geplante Instandsetzungs- und Erhaltungsarbeiten als Eigenleistungen ausgeführt... Die dadurch erzielten Einsparungen stehen den Truppenteilen für die Ausgestaltung der Klubs, für Zwecke der kulturellen Massenarbeit, für Prämierungen und für die Objektverschönerung zur Verfügung. Ich habe gehört, einige Kommandeure wissen von diesen Möglichkeiten nichts und wundern sich, woher das Nachbarregiment das viele Geld hat."
Auf daß sich in Zukunft kein Kommandeur mehr wundere, sondern handle!
Womit ich nicht sagen will, daß sich anderswo noch gar nichts täte in Sachen Umwelt- und Lebensbedingungen für die Soldaten.
Unteroffizier Peter Schmückler erzählt stolz davon, wie sie, die Soldaten, selbst mit Hand anlegten: „In vielen Stunden Freizeitarbeit haben wir unseren Klubraum in ein Schmuckkästchen verwandelt. Die uns mitleidig belächelten, als wir vor Wochen den dunklen Kellerraum zur Verfügung gestellt bekamen, schauen heute neidvoll durch die Tür."
Im Truppenteil Notroff „wurde in den letzten Jahren viel getan, um das äußere Bild durch Rasenbeete, Blumenrabatten, Sitz- und Raucherecken angenehm zu gestalten", weiß Unterleutnant Peter Damerow zu berichten. „Eine kulturvolle Kleingaststätte hat die alte ‚Kaschemme' abgelöst." Besonders verweist Peter Damerow auf die FDJ-Initiativen im Truppenteil: „Das FDJ-Aktiv rief alle Grundorganisationen zu einem Wettbewerb um den besten Kompanieklub auf. Als



Siegerpreis winkte ein Fernsehgerät."
Aus einem dritten Truppenteil kommt nicht nur Lob: Oberleutnant Peter Radtke freut sich über „das sehr gute Milieu, die vorbildliche Sauberkeit und Ordnung im Objekt." Unteroffizier Bernd Meyer bestätigt das, aber ihn stört – mit Recht, glaube ich –, daß in bezug auf die Umweltverschönerung „durch den Kommandeur leider nichts weiter organisiert wird als Stuben- und Revierreinigen" und daß sich „auch die Partei- und die FDJ-Organisation nicht darum kümmern." Und Soldat Frank Baier meint sogar: „Was zu viel ist, ist zu viel. Jeden Tag werden die Straßen und die Wege zu den Kompanien gefegt, die Grünanlagen geharkt, Blätter gesammelt und so weiter."
Das läßt sich so aus der Ferne natürlich schwer beurteilen, ob da zu viel des Guten getan wird. Generell möchte ich erst einmal Unteroffizier Michael Hänsel zustimmen, der der Meinung ist,

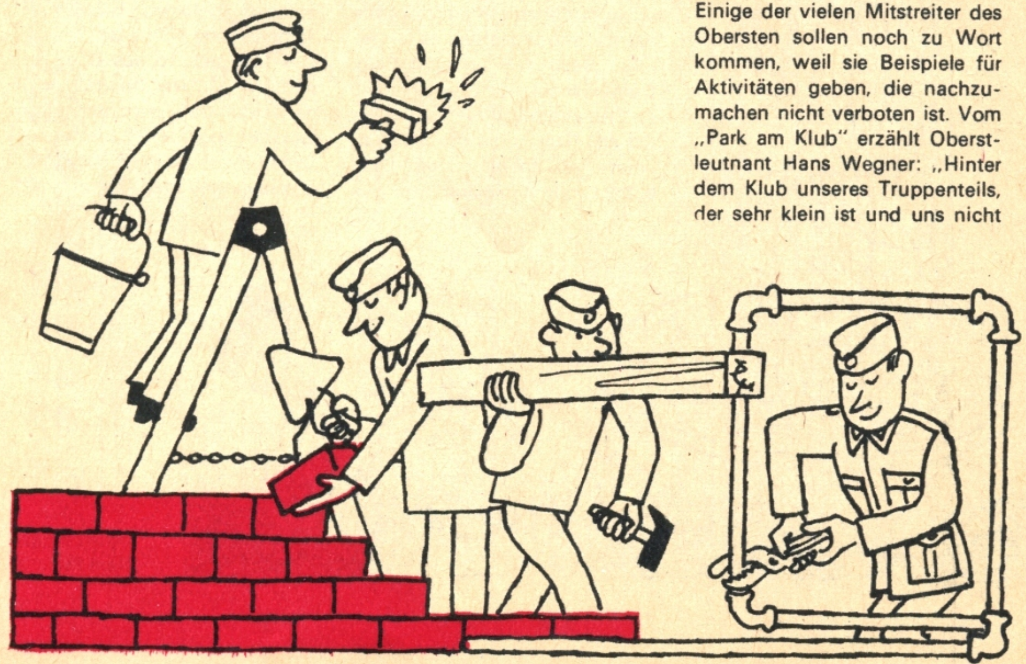


Illustrationen:
Harri Parschau

daß „zu einer guten Atmosphäre in der Kaserne vor allem Sauberkeit gehört. Und für die müssen wir selbst sorgen."
Aber Frank Baier hat natürlich auch recht, wenn ihm Sauberkeit allein noch nicht die kulturvolle und schöne Umwelt ausmacht: „Dazu gehören auch Behaglichkeit und Ausgestaltung der Räume. Auf den Fluren, in den Geschäftszimmern und im Kompanieklub hängen Bilder und von den Genossen selbstgefertigte Linolschnitte. Aber auf den Soldatenstuben sind Bilder nicht erlaubt, da Nägel die Wände beschädigen."
Auch woanders hat man offensichtlich damit seine Sorgen.
Unteroffiziersschüler Horst Kowalick ist sogar schon recht mutlos: „Manchmal kann einem richtig die Lust vergehen, noch eine Hand für die Ausgestaltung zu rühren. Neuerdings ist bei uns fast nichts mehr an den Wänden. Der Kompaniechef hat alles abnehmen lassen, weil in einigen Zimmern angeblich geschmacklose Sachen dabeigewesen sind."
Und sogar im doch so umweltfreundlichen Truppenteil Niemand mußten Gefreiter Peter Vier und seine Stubengenossen



„Reproduktionen von Dürer, Holbein und Cranach wieder von der Wand nehmen."
Erst einmal: Dafür wäre ich auch nicht, daß jeder Soldat wahllos, wie und wo es ihm gefällt, Nägel in die Wände klopft. Da hätte die vielleicht gerade renovierte Stube bald ein löchriges, zerfressenes Gesicht. Aber: Ein generelles Verbot ist ja wohl auch nicht der Weisheit letzter Schluß. Zumal ja die Dienstvorschrift ausdrücklich zuläßt, daß die Stuben und Unterkünfte „zusätzlich mit eigenen Mitteln ausgestattet werden."
Ginge es nicht vielleicht so: Die Zimmer-„Besatzung" setzt sich zusammen, berät darüber, wie sie ihre „gute Stube" gestalten könnte – nicht gerade mit einer Sammlung von Illustriertenfotos oder AR-Bienen, sondern eventuell mit der Reproduktion eines schönen Gemäldes – und einigt sich dann mit den Vorgesetzten.
Eins dürfte auf jeden Fall klar sein; ob es nun die Ausbildungsstätten, die Grünflächen oder Sportanlagen betrifft, die Kasernengaststätte oder den Essenraum, den Kompanieklub oder die Soldatenstube – für Renovierung und Ausgestaltung mag wohl die Unterkunftsabteilung „zuständig" sein, verantwortlich sollten sich dafür aber vor allem auch die fühlen, die dort „zu Hause" sind. Die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der jeweiligen Einheit nämlich, denen letzlich ja alles wieder zugute kommt.
Im Truppenteil Niemand, wo der eingangs erwähnte Mini-Zoo steht, handelt man nach dieser Devise. Deshalb ist das Tiergehege nicht ihre einzige Attraktion. Im Alleingang schafft niemand etwas, auch Oberst Niemand nicht. Man muß sich die Initiativen und die Mitarbeit der Soldaten sichern, und das tut man hier. Sie sind ein großes Ausgestalterkollektiv – Kommandeur, Offiziere des Stabes und der Batterien und die Soldaten. Einige der vielen Mitstreiter des Obersten sollen noch zu Wort kommen, weil sie Beispiele für Aktivitäten geben, die nachzumachen nicht verboten ist. Vom „Park am Klub" erzählt Oberstleutnant Hans Wegner: „Hinter dem Klub unseres Truppenteils, der sehr klein ist und uns nicht



allzuviel Möglichkeiten gibt, war bis vor einem Jahr eine Wildnis von Bäumen und Sträuchern. Daß wir nicht früher drauf gekommen sind, da was draus zu machen! Aber als wir im Mai vorigen Jahres auf Initiative von Oberstleutnant Slotta begannen, waren wir uns nicht ganz sicher – das sechste Plenum bestätigte uns dann, daß wir auf dem richtigen Wege waren. Die Soldaten machten mit, in Spezialistenbrigaden: Gärtner, Zimmerer, Straßenbauer, Schweißer.

Und jetzt gibt das ‚Kultur-Center', wie die Soldaten sagen, allen etwas. Das Tiergehege, das kleine Volleyball-‚Stadion', das Kleinfeld für Fuß-, Hand- und Basketball, die Tanzfläche, die vielen Nischen mit Bänken und Tischen, die Rasenflächen. 1973 ist die planmäßige Generalinstandsetzung unseres Objektes. Aber wir haben nicht darauf gewartet. Die Bibliothek, viele Klubräume und Zimmer haben die Soldaten selbst wiederhergerichtet."

Kronzeuge dafür ist Gefreiter Günter Behrendt: „Im November 72 haben wir unser ganzes Gebäude vom Keller bis zum Dach renoviert: Den Klubraum, die Flure, unseren Sportkeller, die Stuben. Tag und Nacht haben wir gearbeitet, und alle haben mitgemacht, allen voran der Hauptfeldwebel, Genosse Paul Kosanke." Und auch die waren dabei, die eigentlich gar nicht mehr so viel davon hatten: die Genossen des dritten Diensthalbjahres, die also vor allem auch für ihre Nachfolger arbeiteten. Unteroffizier Detlef Volkmann schwärmt von seinem Objekt: „Hier kann man sich wohlfühlen. Am schönsten ist es im Frühjahr. Da grünt und blüht es im ‚Park', entlang der Hauptstraße in unserer Dienststelle, zwischen den Batteriegebäuden."

Ein Schmuckkästchen ist die Bibliothek. Bis vor zwei Jahren hatten sie keine Bibliothekarin. Ab und zu gab ein Soldat die Bücher aus, aber meist war geschlossen. „Jetzt ist Frau Thieme da, da ist in der Bibliothek ständig was los," berichtet Gefreiter Manfred Schneider, einer ihrer vielen ehrenamtlichen Mitarbeiter. „So richtig begann es eigentlich mit einer Leserwerbewoche. Wir eröffneten eine Lesediskothek bei Radio, Schallplatten und Kaffee. Der Andrang war groß und der Raum viel zu klein. Da haben wir die Bibliothek auf den Kopf gestellt, alles renoviert, neue Regale besorgt, Bilder an die Wände gehängt, einen zusätzlichen Raum organisiert. Jetzt ist unser ‚Lesecafé' fast jeden Abend voll besetzt." –

Ob es nun capsa hircus caucasica oder capreolus capreolus ist, die Sauna, eine blühende Kasernen-Hauptstraße oder ein Springbrunnen, die Bibliothek oder der freundlich eingerichtete Batterieklub – eine kulturvoll

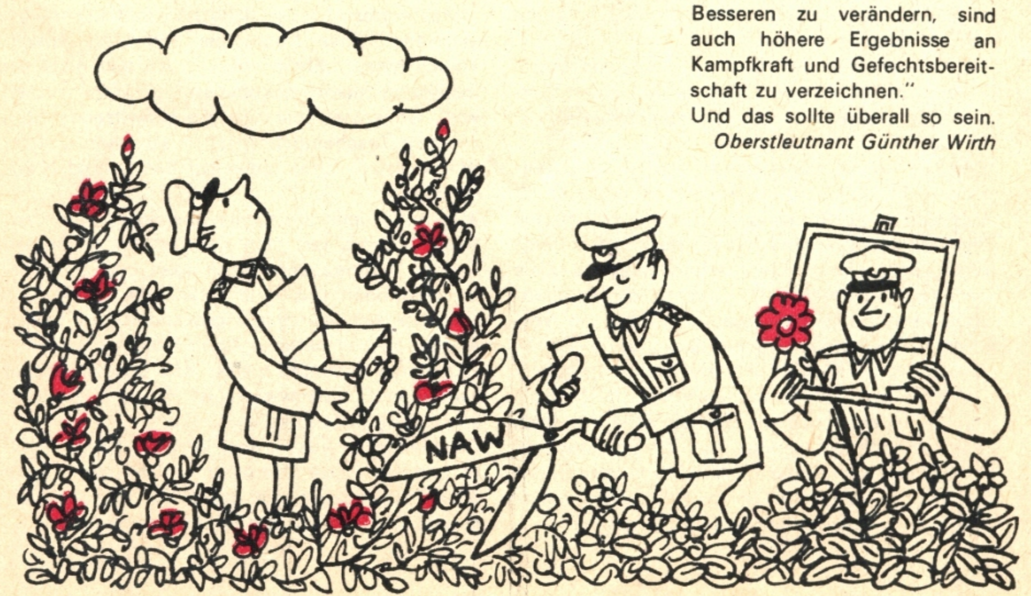


und schön gestaltete Umwelt trägt auf jeden Fall dazu bei, die militärischen Aufgaben besser zu lösen.

Der Truppenteil Niemand ist ein Beispiel dafür. Auf ihn trifft das Ministerwort zu: „In den Truppenteilen, in denen die Soldaten den Kommandeur oder Politstellvertreter nicht nur reden hören, sondern wo sie die tätige Sorge spüren und selbst alle einbezogen werden, um die Zustände in den Kasernen zum Besseren zu verändern, sind auch höhere Ergebnisse an Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft zu verzeichnen."

Und das sollte überall so sein.

Oberstleutnant Günther Wirth



Steppenwiesen

Fortsetzung von Seite 56

schon." Sie stellte die halbgeleerte Teetasse zurück auf den Tisch und seufzte mit echtem Bedauern. „Herrje, ich kann euch Mannsleute überhaupt nicht begreifen... Die Unbestimmtheit ist wohl jetzt Stil bei Männern? Taucht mal eine wichtige Frage auf, kriegt man von eurer Seite niemals 'ne klare Antwort. Wieso habt ihr alle keine feste kategorische Meinung mehr?"

„Ehrlich gesagt, ich hab' solchen Mangel an mir noch nicht bemerkt", sagte Lushnikow diplomatisch.

„Ich meine ja nicht Sie konkret. Hauptsächlich geht es um Petja und einige unserer Freunde. Er wird niemals zu mir sagen: ‚Du sollst nicht arbeiten!' Aber herumeiern wird er und sagen, so ist es gut und anders ist es noch besser. Na, sag doch was, Petja!" „Die Familie ist unser Hinterland", ließ sich Tschistjakow halb spöttisch vernehmen. „Ich möchte, daß man diese Unterstützung des Hinterlandes immerzu spürt."

„Das möchte ich auch!", fiel Jewgenija lebhaft ein und wandte sich nach Petja um. „Aber gegen Hinterland als solches bin ich. Ich will nicht in der Etappe sein, sondern Schulter an Schulter neben dir, in vorderster Linie. Verstanden? Was sagen Sie dazu, Genosse Oberstleutnant?"

So diskutierten sie bis in die späte Nacht. In sein Zimmer im Offizierswohnheim zurückgekehrt, fand Lushnikow lange keinen Schlaf. Immer neue Einzelheiten des jugendlich-hitzigen Gesprächs fielen ihm ein. In diesem Gespräch war keine rechte Logik, und Lushnikow kam die Aussprache bruchstückhaft vor, aber interessant und nützlich fand er sie doch. Jewgenija Andrejewna hatte auf ihrer Meinung beharrt.

Im Morgengrauen wurde Lushnikow von einem Klingelzeichen geweckt. Beim Ankleiden vernahm er unterm Fenster den dumpfen Baß der Sirene.

Wenige Minuten später eilte er, vor Schlaftrunkenheit leicht taumelnd, zum Kommandopunkt. Er begrüßte Major Grinko, dann setzte er sich an den Tisch und begann die Angaben der Leuchtziffertafel zu studieren. Zwei schnellfliegende Ziele näherten sich rasch der Feuerzone der Raketenabteilung. Die Funkmeßstation, in der am Vormittag Oberleutnant Tschistjakow die Kontrollarbeiten geleitet hatte, lieferte exakte Angaben. Die Ziele drangen manövrierend in die Vernichtungszone ein, doch die Station schaltete nach wie vor nicht auf Senden. Am Kommandopunkt wurde die angespannte Stille nur vom Gesurr der Ventilatoren und von der zunehmenden Lautstärke der Leistungsverstärker gestört.

Plötzlich ertönte wie ein unerwarteter Schuß das Kommando: „Ziel auffassen!"

„Ist aufgefaßt!"

Sekunden eilen, Schalter klicken, deutlich und beunruhigend blinken die verschiedenfarbigen Lämpchen der Kontrolltafel.

„Erste Rakete – Start!"

Nach der überstandenen Spannung überkam Lushnikow ein leichtes Frösteln. Er merkte auf einmal, daß er seine Umwelt plötzlich ganz anders sah. Noch vor wenigen Augenblicken hatten für ihn die Kontrollämpchen, die grellen Leuchtziffern auf der Tafel und die grünlichen Flecke auf den Bildschirmen sowie die gespannten Gesichter von Soldaten und Offizieren ganz anders ausgesehen, alles war ihm vertraut und gewohnt gewesen, fast ein bißchen überflüssig. Und da kam auf einmal die Erleuchtung: Hier atmete alles Präzision, Farbigkeit und Plastizität. Wie ein altes Bild, das durch den Pinsel des Restaurators zu neuem Leben erweckt wird.

Lushnikow empfand, daß sein sorgsam gehüteter Wunsch, alles möge so unverändert bleiben wie es zu seiner Zeit gewesen war, sich verflüchtigt hatte. Er war verdrängt worden durch neue Eindrücke und reale Wirklichkeit. Die ganze Zeit über, die er in der Abteilung zugebracht hatte, glaubte er sich einreden zu können, daß sich hier, in „seinen" Steppenwiesen, nichts geändert habe. Noch immer knarrten die Treppenstufen, noch gab es die Aprikosenanpflanzung und die Steppenweite mit der Dämmerung, die gleichen Häuser wie einst, ja selbst der pinselige Diensthabende am Kommandopunkt war noch da... Aber das waren nur Äußerlichkeiten. Die alte Form hatte einen neuen Inhalt bekommen. Nun, da er Grinkos Schießübung verfolgte, erkannte er, daß die jahrelangen Bemühungen der Menschen gleichsam belohnt und gekrönt wurden.

„Alles normal, Michail Iljitsch!", lobt Lushnikow verhalten seinen Nachfolger und fügte unwillkürlich hinzu: „Ehrlich gesagt, ich war nicht zur Inspektion hierher gekommen..." „Das wußten wir". Grinko wischte sich die schwitzende Stirn mit dem Taschentuch. „Haben es schon erraten. Wir warteten schon lange auf Sie, Leonid Nikolajewitsch."

Ja, alles ist ziemlich neu hier, überlegte Lushnikow. Neue Technik, wie man sie einst nur erträumen konnte, hervorragende Stellungen und neue Arbeitsmethoden und eine veränderte Taktik. Das alles hat sich allmählich gewandelt, vor seinen Augen, aber er hatte es kaum beachtet, wenn er in anderen Einheiten weilte. Hier aber, in seinen vertrauten Steppenwiesen, ist ihm der Vergleich augenfällig geworden.

Die Menschen gehen, aber ihr Werk bleibt. Doch es kommen neue Menschen, solche wie Grinko oder Tschistjakow, die das Werk gründlich erneuern. Und gerade das ist die Hauptsache.



Schwere mechanisierte Begleitbrücke
der Nationalen Volksarmee



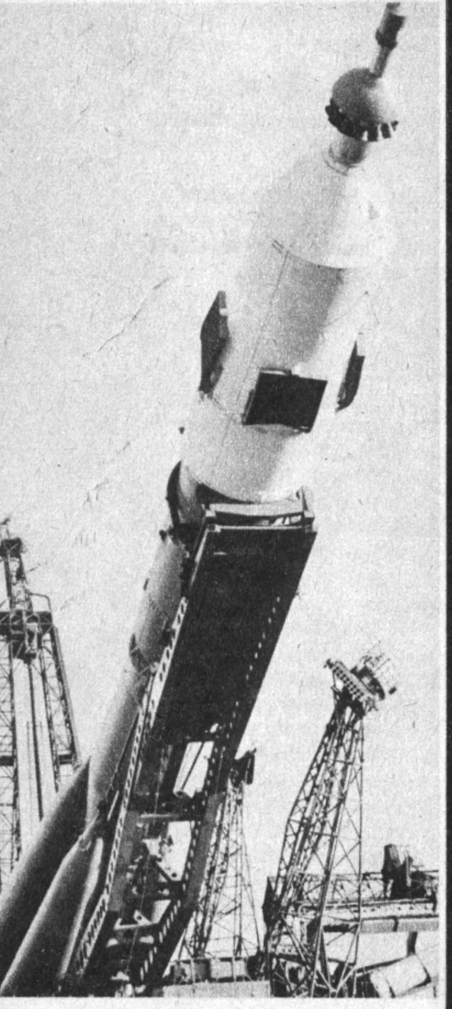
Unternehmen REN

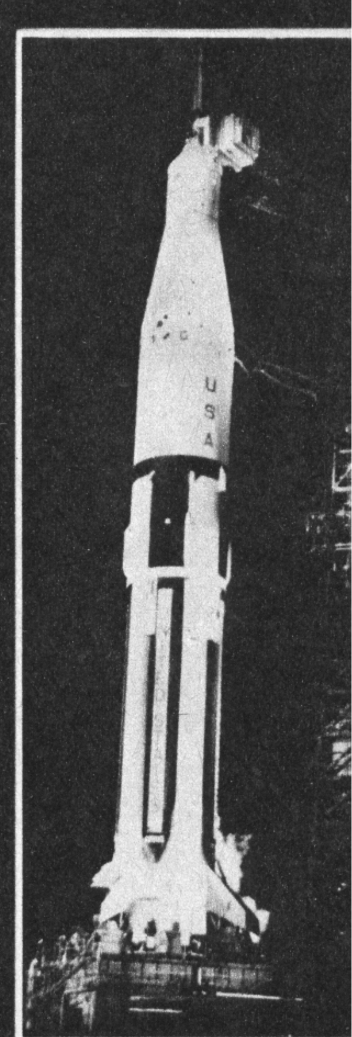
Illustration: Hans Räde

Fast ein Jahr ist seit der Unterzeichnung des Abkommens zwischen der UdSSR und den USA über die Zusammenarbeit beider Länder auf dem Gebiet der Weltraumforschung verstrichen. Seitdem steht das für 1975 geplante Unternehmen „Rendock" im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses nicht nur der Fachwelt. Das Ziel dieses ersten Rendezvous- und Kopplungsmanövers zweier unterschiedlicher Raumflugkörper (die Abkürzung aus Rendezvous and Docking gab dem Experiment den Namen) liegt in der Verwirklichung der UNO-Konvention zur Sicherheit des Menschen im Kosmos. Auch betrachten beide Seiten das Programm als willkommene Ergänzung ihrer allgemeinen raumfahrttechnischen Entwicklungen.
Das für 1975 vorgesehene Experiment sieht zunächst einen gemeinsamen Flug vor. Bei erfolgreichem Ausgang soll das Programm erweitert werden. Was kann nach den bisherigen Verlautbarungen gesagt werden?
Der Fahrplan ist in mehrere Etappen gegliedert. Im zweiten Halbjahr 1975 startet als erstes Raumfahrzeug Sojus mit zwei Kosmonauten an Bord; voraussichtlich werden es Wladimir Schatalow und Dr. Alexej Jelissejew sein. Als Ersatzmannschaft stehen mit einem zweiten Sojus-Raumschiff Andrijan Nikolajew und Dr. Witali Sewastjanow bereit. Das Raumschiff wird sich auf einer Erdumlaufbahn mit einer Bahnhöhe zwischen 180 und 269 km bewegen.
Siebeneinhalb Stunden danach soll von Kap Kennedy ein Apollo-Raumschiff mit dem Trägersystem Saturn 1B folgen. Seine Bahnhöhe wird sich zwischen 184 und 204 km bewegen. Die Bahnneigungswinkel beider Flugkörper werden zwischen 48° und 51,6° liegen. Als Besatzung wurden die Astronauten Thomas Stafford, John Swigert und Donald Slayton nominiert. Ersatzleute sind Robert Crippen, William Thornton und Carol Bobko. Bei unvorhergesehenen Startverzögerungen kann das Apollo-Raumfahrzeug auch zwei oder drei Tage später starten.
Die Etappe des Zusammenführens beider Systeme beginnt etwa 24 Stunden danach. In dieser Zeit hat das Apollo-Schiff das Kopplungsmodul, ähnlich wie die Mondlandefähre, aus der Saturn-Rakete herausgezogen und eine Kurskorrektur vollzogen, um die 269-km-Bahn zu erreichen. Mit Hilfe funktechnischer und optischer Führungseinrichtungen suchen und sichten sich beide Raumfahrzeuge. Nach der Annäherung beginnt das Koppeln.
Das zusammengeführte bemannte kosmische System wird rund 48 Stunden lang verbunden bleiben. Während dieser Zeit werden verschiedene wissenschaftlich-technische Experimente von beiden Besatzungen gemeinsam ausgeführt. Auch das Umsteigen eines sowjetischen Kosmonauten in das amerikanische sowie zweier amerikanischer Astronauten in das sowjetische Schiff ist im Programm enthalten.
Die Trennung beginnt mit der Rückkehr der Raumfahrer in ihre Fahrzeuge. Nach der Entkopplung verbleiben diese für kurze Zeit im Formationsflug. Sojus landet danach, Apollo bleibt noch einige Tage in der Erdumlaufbahn, wirft das Kopplungsmodul ab und setzt sein spezielles Forschungsprogramm für die NASA fort.
Soweit zum Fahrplan des Unternehmens. Natürlich wirft das Programm einige Probleme technischer Natur auf. Immerhin handelt es sich um zwei voneinander unterschiedlich entwickelte Raumflugkörper. Da spezifische Besonderheiten bei beiden gegeben sind, gilt es, ein paar technische Veränderungen an beiden Systemen vorzunehmen und ein besonderes Anpassungsstück zur Kopplung den Adapter, zu schaffen. Er ermöglicht auch das Überwechseln der Besatzungen.
Betrachten wir zunächst die Änderungen, die zur Funktionsanpassung notwendig sind. Dazu gehören die Kommunikationssysteme, die Rendezvous-Führungsanlagen, die Kopplungsmechanismen und die Kabinenatmosphäre.
Die Kommunikationssysteme zur Verständigung zwischen den beiden Raumschiffen

DOCK

müssen die gleiche Übertragungsfrequenz aufweisen. Normalerweise arbeitet Sojus auf der Frequenz von 15 bis 20 MHz, Apollo dagegen mit 2,0 bis 3,9 GHz. Für das bevorstehende Experiment wurde demzufolge eine einheitliche Frequenz im VHF-Bereich festgelegt.
Auch die Verfahrenstechnik zur Zusammenführung der beiden Raumschiffe muß der neuen Aufgabe angepaßt sein. Die Systementwicklungen verliefen in der Vergangenheit völlig unabhängig voneinander. Das brachte erhebliche Unterschiede in der technischen Funktionsweise und in der Ausführung mit sich. Das Apollo-Raumfahrzeug hatte bisher ein Navigationssystem, das speziell auf die Mondflüge mit der Fähre ausgerichtet war. Für das Rendock-Unternehmen hat man sich auf die Anwendung des sowjetischen Navigationsverfahrens geeinigt. Damit im Apollo-Raumschiff die Navigationselektronik nicht völlig verändert werden muß, kamen die Experten überein, die neuen Navigationsanlagen in das Kopplungsmodul zu installieren. Die Anlagen arbeiten im S-Band-Bereich (1550 bis 5200 MHz). Für die Kopplung wurde ein neuartiges kompatibles, d. h. übereinstimmendes Kopplungssystem entwickelt. Es ermöglicht jedem der beteiligten Raumschiffe, die aktive oder passive Rolle zu spielen. Bei dem bevorstehenden Unternehmen wird Sojus der passive Partner sein.
Die Hauptaufgabe des neuentwickelten separaten Kopplungsmoduls besteht darin, den Raumfahrern die Anpassung an die jeweilige Kabinenatmosphäre zu ermöglichen. Für die Apollo-Raumfahrzeuge ist eine Kabinenatmosphäre aus reinem Sauerstoff unter einem Druck von 266 Torr (0,35 kpcm $^{-2}$) typisch. In den sowjetischen Sojus-Raumschiffen dagegen wird ein normales Stickstoff-Sauerstoffgemisch unter 760 Hg (1 kpcm $^{-2}$) **Druck** bei 18 bis 20 °C und etwa 40% Luftfeuchtigkeit verwendet. Das Kopplungsmodul dient beim Umsteigen von einem Schiff ins andere als Luftschleuse. Der Ablauf geht so vor sich: Begibt sich z. B. ein amerikanischer Astronaut in das sowjetische Raumschiff, so betritt er zuerst das Kopplungsteil und verschließt es hermetisch. Dort herrscht zu diesem Zeitpunkt die gleiche Atmosphäre wie im Apollo-Raumschiff, also reiner Sauerstoff. Langsam wird nun das Stickstoff-Sauerstoffgemisch aus einem Druckgasbehälter, der außen am Modul befestigt ist, in die Schleuse geleitet und der Druck allmählich auf 760 Hg erhöht. Nach Abschluß dieses Vorganges befindet sich der Raumfahrer in der Kabinenatmosphäre des Sojus-Raumschiffes, und dem Umsteigen steht nichts mehr im Wege. Das Überwechseln


Sojus wird startbereit gemacht



Die Saturn 1B mit Apollo auf der Rampe

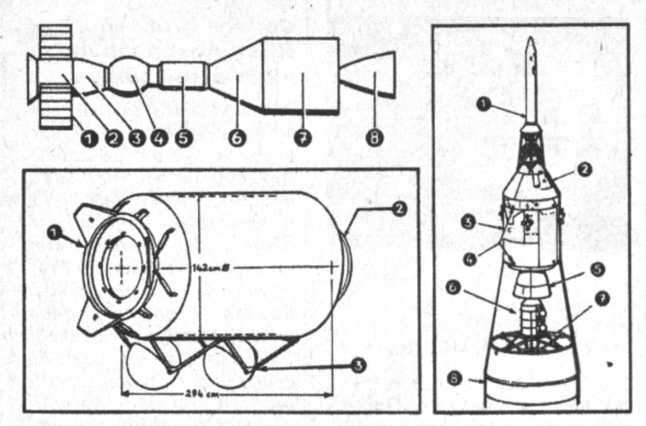
von Sojus in Apollo geht analog vor sich. Während des Aufenthalts der Raumfahrer in der Luftschleuse besteht Sprechfunkverkehr mit beiden Raumschiffen. Der Adapter dient nicht nur der Kopplung und als Luftschleuse, er übt auch noch die Funktion einer Vorratskammer aus. Raumanzüge, Lebensmittel für Notfälle sowie Getränke sind darin untergebracht.

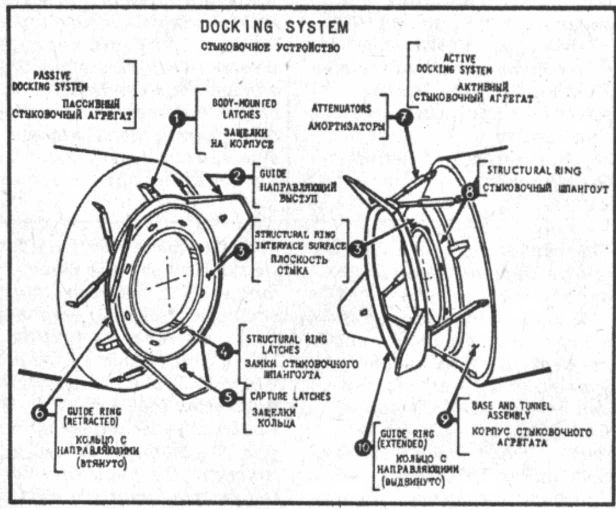
Damit wäre der tiefere Grund des Rendock-Unternehmens an einigen „profanen" Dingen dargelegt: Rettung aus dem Weltraum. Die Sowjetunion mißt dem sowjetisch-amerikanischen Weltraumvertrag hohe Bedeutung zu – vor allem unter dem Gesichtspunkt eines Raumrettungsdienstes im Sinne der UNO. Die Modernisierung und Standardisierung der Kopplungsanlagen, der Kabinenatmosphäre sowie der Luken in Raumschiffen und -stationen, und nicht zuletzt die Ausstattung mit entsprechenden Versorgungsgütern, wird ein großer Schritt zur Sicherheit des Menschen im Weltraum sein.

Die USA sind an gemeinsamen Raumflügen auch deshalb interessiert, weil ihr bemanntes Programm mit Apollo 17 und den für dieses Jahr geplanten Skylab-Experimenten (Raumlaboratorien) vorläufig zu Ende gehen wird. Vor 1978 bis 1980 ist dort mit keinem bemannten Raumflug zu rechnen. Um 1980 soll dann das Shuttle-Projekt, ein wiederverwendbarer Raumgleiter, in die Einsatzphase eintreten.

Der Sojus-Apollo-Raumflug wird die von beiden Seiten gewählten technischen Lösungen und die Funktionstüchtigkeit der Systeme überprüfen. Künftig werden beide Seiten auch weiterhin selbständig ihre Raumfahrzeuge konstruieren, jedoch als Grundlage gemeinsam festgelegte Prinzipien und Anforderungen beachten.

M. Bork





Oben links: Sojus- und Apollo-Raumschiff gekoppelt
1 – Solarzellenflächen
2 – Geräteteil des Sojus-Raumschiffes
3 – Kommandoteil
4 – Orbitalsektion
5 – Kopplungsadapter
6 – Kommandoteil des Apollo-Raumschiffes
7 – Geräteteil
8 – Ausströmdüse des Korrekturtriebwerkes

Zeichnung Mitte: Der Kopplungsadapter
1 – Kopplungsstutzen für das Sojus-Raumschiff
2 – Kopplungsstutzen für das Apollo-Raumschiff
3 – Druckbehälter des Lebenserhaltungssystems

Zeichnung oben rechts: Apollo-Raumschiff mit Kopplungsadapter in der Spitze der Saturn 1B-Trägerrakete
1 – Startrettungssystem
2 – Kommandoteil
3 – Geräteteil
4 – Positionslichter
5 – Ausströmdüse des Korrekturtriebwerkes
6 – Kopplungsadapter
7 – Verbindungs- und Befestigungsstruktur
8 – Zweitstufe der Trägerrakete

Unten: Das Kopplungssystem. Rechts das aktive System am Kopplungsadapter (ausgefahren), links das passive System am Sojus-Raumschiff (eingefahren)
1 – Sperrklinke
2 – Führungsnase
3 – Innenseite des Kopplungsringes
4 – Anschlußklinken
5 – Fangklinken
6 – Führungsring (eingezogen)
7 – Stoßdämpfer
8 – Kopplungsring
9 – Körper des Kopplungsadapters
10 – Führungsring (ausgefahren)



Aus unserem Jahrestagskalender

14. Mai: Abschluß des Warschauer Vertrages über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand (1955)
17. Mai: Tag der Wissenschaft in der Bulgarischen Volksarmee
22. Mai: Tag der jugoslawischen Luftstreitkräfte und Luftverteidigung
28. Mai: Tag der sowjetischen Grenztruppen

Japans größter Rüstungshaushalt nach dem Kriege

Mit rund fünf Billionen Yen sind die japanischen Militärausgaben für den Zeitraum 1972/76 die höchsten seit Beendigung des Krieges und etwa doppelt so hoch wie im vorhergehenden Fünfjahresetat. Im Ergebnis des neuen Programms werden die japanischen Streitkräfte rund 1 600 gepanzerte Fahrzeuge (einschließlich Selbstfahrlafetten), 1 320 Flugzeuge und 170 Kriegsschiffe besitzen. Auf Okinawa und anderen japanischen Inseln sollen Lenkwaffenstützpunkte ausgebaut bzw. neu angelegt werden. Nach Presseberichten arbeitet der militaristische Flügel in der regierenden Liberaldemokratischen Partei auf eine Verfassungsänderung hin, um das bisher bestehende

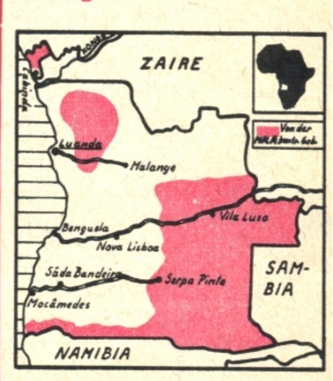


Verbot für den Auslandseinsatz japanischer Soldaten aufzuheben. Falls dieses Vorhaben gelänge, solle der „Verteidigungsumkreis Japans" auf einen „1 000-Meilen-Radius vor der japanischen Küste" ausgedehnt werden. Aus den gleichen Kreisen wurden auch Forderungen nach eigenen Kernwaffen laut.

Polizeiterror gegen vorwiegend farbige Demonstranten in Johannesburg. Bezeichnend ist, daß das südafrikanische Rassistenregime seit längerem eng mit dem Aggressorstaat Israel liiert ist. In den vergangenen Jahren kam es wiederholt zu Begegnungen zwischen führenden Militärs beider Staaten. Seit Anfang 1970 liefert Südafrika an Israel Panzer. Umgekehrt haben auch die militärischen Lieferungen Israels an Südafrika eine schnell steigende Tendenz. 1973 werden sie schätzungsweise einen Umfang von 20 Millionen Dollar erreichen. Weiterhin wird die israelische Maschinenpistole UZI in Südafrika in Lizenz gefertigt. Während der israelischen Aggression hielt sich eine südafrikanische Militärdelegation zum „Studium der Taktik" in Israel auf. Die Regierung Vorster leistete finanzielle Hilfe an Israel und erlaubte die Ausreise von Freiwilligen.



„Oberster Rat" in Angola



Wie aus Pressemeldungen hervorgeht, haben sich die beiden gegen die portugiesische Kolonialmacht kämpfenden Organisationen Angolas, die „Volksbewegung für die Befreiung Angolas" (MPLA) und die „Nationale Befreiungsfront Angolas" (FNLA), vereinigt. Der künftige gemeinsame Kampf wird von einem mit der Vereinigung gebildeten „Obersten Rat für die Befreiung Angolas" geleitet.



Die französische Fremdenlegion hat wieder ein 2. Regiment.

Am 31. 1. 1968 aufgelöst, wurde es 1972 neu formiert und erhielt die aus dem Legionsmuseum geholte alte Regimentsfahne. Es gliedert sich in eine Ausbildungsabteilung und eine „operative Einsatzreserve". Bei der Neuaufstellung erhielt es die Aufgabe, „für Krisenfälle im Mittelmeerraum und in Afrika vorbereitet" zu sein. Der Regimentsstab wurde in Corta auf Korsika eingerichtet. Die französische Fremdenlegion zählt zur Zeit insgesamt etwa 8500 Mann. Ihre verschiedenen Einheiten sind in Südfrankreich, auf Korsika und Madagaskar, auf den Afrika vorgelagerten Komoren-Inseln sowie in Dschibuti am Ausgang des Roten Meeres und in Polynesien stationiert.

Reformpläne in Belgien

Von 100 600 auf 93 500 Mann will Belgien seine Streitkräfte verringern. Das soll vor allem durch Rationalisierungsmaßnahmen in Verwaltungen und Stäben erreicht werden. Es ist weiterhin vorgesehen, ab 1974 die Dauer des Grundwehrdienstes von fünfzehn auf zwölf Monate herabzusetzen. Auf diese Weise können innerhalb von fünf Jahren 25 Prozent mehr Wehrpflichtige ausgebildet werden. Angehende Studenten sollen künftig vor ihrem Studium dienen. Erstmalig in Belgien wird ein weibliches Hilfskorps für die Streitkräfte geschaffen. Die bisher 13 500 Mann zählende Gendarmerie soll um 1 000 Polizisten verstärkt werden.

Dieser ausgedehnte Gebäudekomplex ist das NATO-Hauptquartier in Casteau bei Brüssel. Wie aus einer dort veröffentlichten Übersicht hervorgeht, sind die Militärausgaben der NATO-Staaten im Jahre 1972 gegenüber 1970 und 1971 um mehr als zehn Milliarden Dollar gestiegen. Sie betrugen 114,56 Mrd. Dollar anstelle von jeweils rund 104,3 Mrd. in den Jahren 1970 und 1971. Von den Gesamtausgaben der NATO entfielen 1972 auf Nordamerika (USA und Kanada) 81,66 Mrd. Dollar und auf Europa 32,9 Mrd. Dollar. Davon gehen fast 29 Mrd. Mark zu Lasten der Bundesrepublik, wobei die Aufwendungen für



Westberlin in Höhe von 5,7 Mrd. Mark nicht mitgerechnet sind. Sie gelten in der NATO nicht als „Verteidigungsausgaben", auch wenn sie im Interesse der „Verteidigung der westlichen Welt" gezahlt werden, wie es in der erwähnten Übersicht heißt.

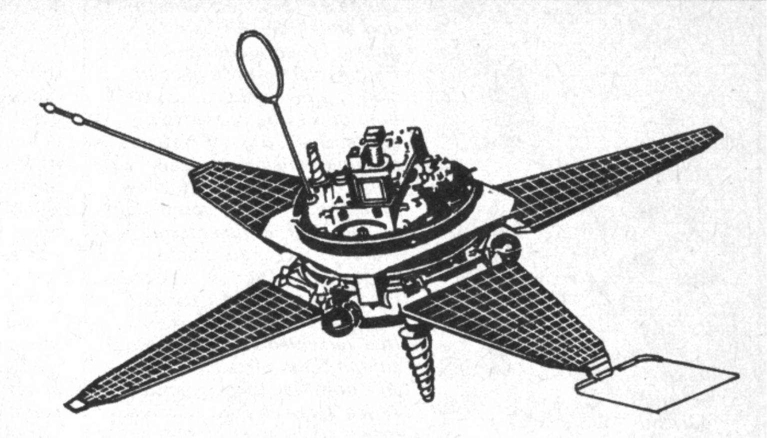
Chilenische Matrosen paradieren anläßlich des 93. Jahrestages der Seeschlacht von Iquique durch Valparaiso. In den Streitkräften Chiles spielen Traditionen eine große Rolle. Dazu gehört auch, wie der Generalsekretär der KP Chiles, Luis Corvalán, in einem Interview erklärte, „Achtung vor der Verfassung und dem Gesetz, Gehorsam gegenüber der vom Volk gewählten Regierung." Im Hinblick auf die Umtriebe der Reaktion sagte er weiter: „Die an die Streitkräfte gerich-



teten Forderungen der reaktionären Gruppierungen, die Grenzen ihrer berufsmäßigen Rolle zu überschreiten, blieben ergebnislos. Die Militärs suchen nicht die politische Macht. Doch da die Militärs die Sicherung der inneren Ordnung für eine ihrer Pflichten halten, versucht die Oberschicht der Verschwörer, ökonomisches und politisches Chaos zu stiften und damit die Streitkräfte zur Aufgabe ihrer traditionellen Position zu zwingen, sie zur Einmischung zu veranlassen."

AR 4/73	TYPENBLATT	RAUMFLUGKÖRPER

Prognos (UdSSR)



Technische Daten:

Verwendung	Sonnenüberwachungssatellit
Körperdurchmesser	1,8 m
Spannweite der Solarzellenflächen	6 m
Umlaufmasse	845 kg
Bahndaten:	
Bahnneigung	65°
Umlaufzeit	97 h
Perigäum	550 ... 950 km
Apogäum	200 000 km
erster Start	14. 4. 1972
bisher gestartet	2 (Stand: Dezember 72)

Die Erdsatelliten der Serie Prognos dienen der Überwachung der Sonnenaktivität. Ihre Bahnen wurden so gelegt, daß sich die Raumflugkörper während der längsten Zeit ihres Erdumlaufes außerhalb des Wirkungsbereiches der Magnetosphäre der Erde bewegen. Das ermöglicht es unter anderem, Sonneneruptionen ungestört von irdischen Einflüssen beobachten und registrieren zu können. Die Energieversorgung der Satelliten erfolgt mit Hilfe von Solarzellen, die auf vier Flächen angeordnet sind.

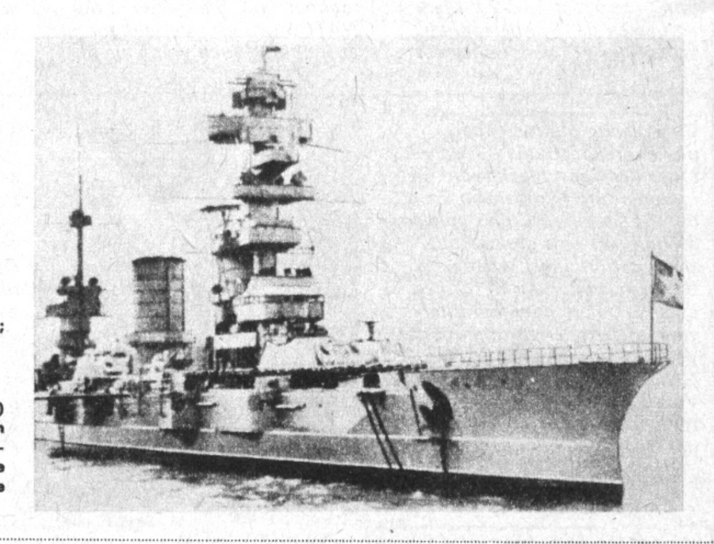
AR 4/73	TYPENBLATT	KRIEGSSCHIFFE

Schlachtschiff „Marat" (UdSSR)

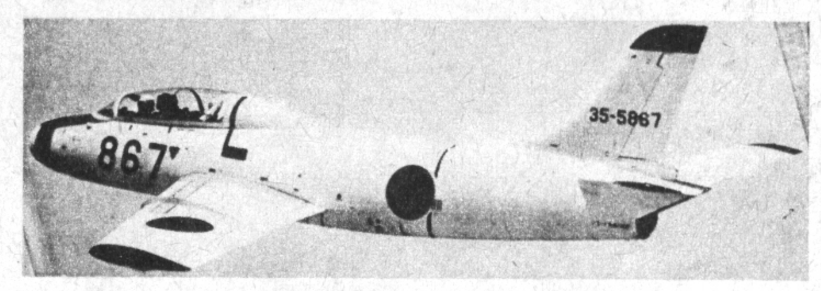
Taktisch-technische Daten:

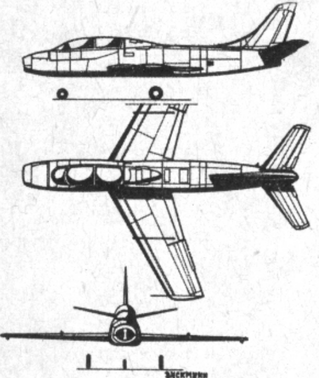
Wasserverdrängung	23 256 ts
Länge	181 m
Breite	26,5 m
Tiefgang	8,7 m
Höchstgeschwindigkeit	24 kn
Fahrstrecke	4 000 sm
Maschinenleistung	50 000 PS
Bewaffnung	12×305-mm-, 16×122-mm-, 6× 76-mm-Geschütze; 4×450-mm-Torpedorohre; 2 Bordflugzeuge
Besatzung	1 230 Mann

Die „Marat" (ex „Petropawlowsk") lief 1911 vom Stapel, wurde 1914 in Dienst gestellt und 1933 modernisiert. Im zweiten Weltkrieg lag sie in Kronstadt. Nach dem Kriege wurde sie verschrottet.



Strahltrainer „Fuji" T-1 (Japan)





Taktisch-technische Daten:

Spannweite	10,51 m
Länge	12,11 m
Höhe	3,8 m
Leermasse	2420 kg
Startmasse	3578 ... 5000 kg
Höchstgeschwindigkeit	925 km/h
Steigleistung	10000 m/12,5 min
Gipfelhöhe	12000 m
Reichweite	1300 km, mit 2 Zusatztanks 1900 km
Triebwerk	1 Turbine Bristol Siddeley „Orpheus", 1815 kp Schub oder 1 Turbine Harima J3J HJ3, 1200 kp Schub
Bewaffnung	1 MG 12,7 mm; 2 Luft-Luft-Raketen „Sidewinder" oder 4 ungel. Raketen 127 mm oder je 2 Bomben zu 114,227 oder 340 kg
Besatzung	2 Mann

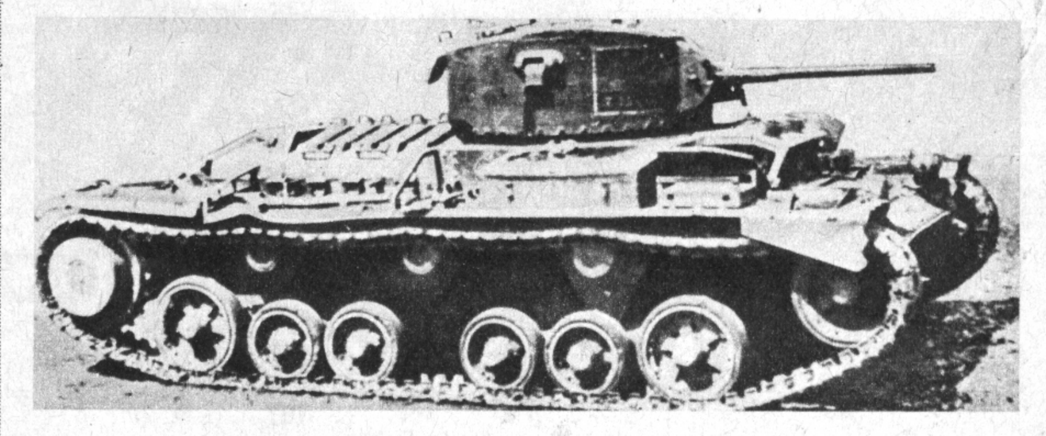
Der Strahltrainer befindet sich seit über zehn Jahren im Truppendienst. Er löste den veralteten T 6G ab. Das Flugzeug kann auch zu Erdkampfaufgaben eingesetzt werden.

Infanterie-Tank Mk III/Valentine III (England)

Taktisch-technische Daten:

Masse	16 t
Länge	5420 mm
Breite	2630 mm
Höhe	2270 mm
Höchstgeschwindigkeit	25 km/h
Bodenfreiheit	420 mm
Kletterfähigkeit	600 mm
Steigfähigkeit	30 Grad
Überschreitfähigkeit	2500 mm
Watfähigkeit	700 mm
Motor	6-Zyl.-Diesel AEC 190, Leistung 131 PS
Bewaffnung	1×40-mm-Geschütz; 1 MG 7,9 mm
Besatzung	4 Mann

Das recht langsame, aber gut gepanzerte (bis 60 mm) Kampffahrzeug wurde in verschiedenen Ausführungen – bis Valentine X – von 1940 an bei den englischen Heeres-Panzerbrigaden zur Infanterieunterstützung eingesetzt. Einzelne Exemplare verwendete ab 1942 auch die Rote Armee. Eine Weiterentwicklung kam 1956 durch die Engländer in Ägypten zum Einsatz.





ALPINISTEN am Balaton





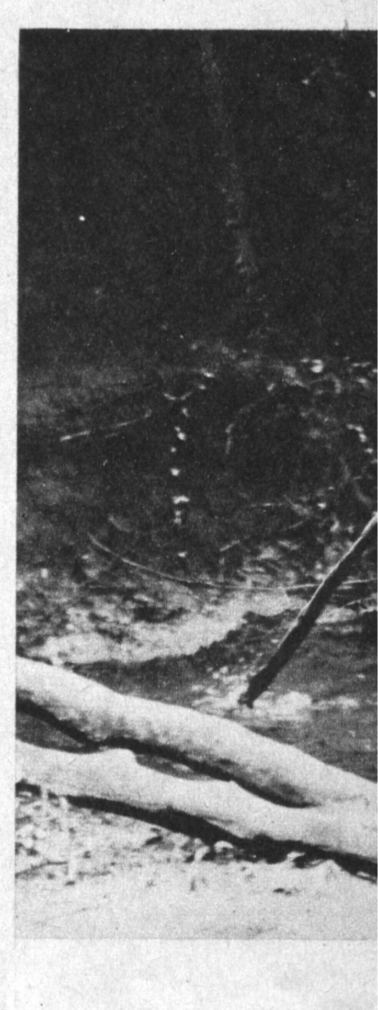
Soldat Joszef Hegyi (oben) und Gefreiter László Varga (rechts) sind zwei der ungarischen mot. Schützen, die den Balaton von einer anderen Seite kennenlernten. Die schwankende Hängebrücke, das Horizontaltau über den Gebirgsbach und die Hindernisse an der Sturmbahn sind nur einige der Prüfungen, die sie zu bestehen haben.







Die Abfahrt an der Seilrolle ist hier an der Sturmbahn noch eine „Kleinigkeit". Später geht es mehr als 100 Meter über eine 80 Meter tiefe Schlucht. Da braucht der Soldat schon Mut und Geschicklichkeit. Genauso wie beim „Stabweitsprung" und beim Klettern an der Felswand, die hier noch aus Holz ist.



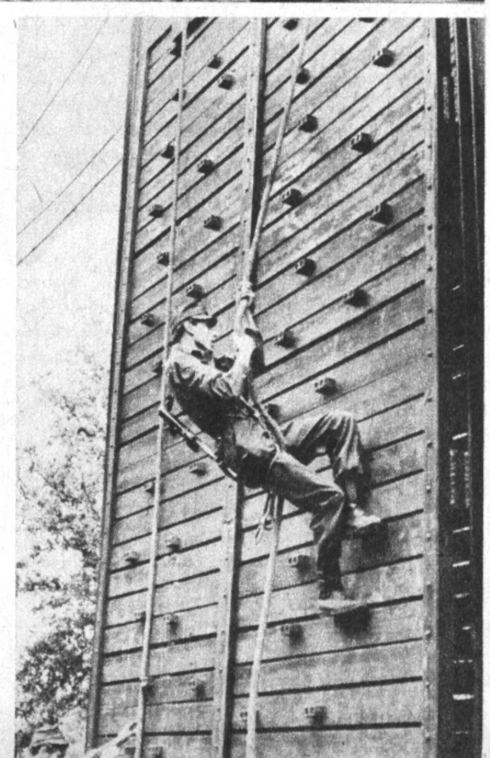
Schwer zu glauben, was unsere Überschrift verspricht, meinen Sie? Freilich, wir dachten bisher auch, daß man für eine Reise zum Balaton vor allem Badehose, Sonnenöl und Luftmatratze einpackt. Aber unser Ziel ist nicht Tihany, Ŝiofok oder ein anderer Badeort des ungarischen „Meeres", sondern ein Dörfchen und seine Umgebung, wenige Kilometer vom Balaton-Nordostufer entfernt. In Rezi-var, der Ort 180 Meter und sein höchster Gipfel ganze 423 Meter über dem Meeresspiegel gelegen, sind tatsächlich Bergeisen, Seil, Karabinerhaken und feste Schuhe die Hauptutensilien für ein paar hundert junge Leute.

Mot. Schützen der Ungarischen Volksarmee versuchen hier in Zwei- bzw. Vierwochenlehrgängen Berge und steile Felsen zu bezwingen.

„Alpinistische Ausbildung für Ungarns ‚Flachlandsoldaten'?" frage ich ein wenig provozierend. „Ja, natürlich." Major László Kovacs, Kommandeur der Ausbildungsbasis, ist wegen der „Flach-

landsoldaten" nicht böse. „Es ist doch möglich, daß wir einmal gemeinsam mit unseren Freunden in der sozialistischen Militärkoalition im Gebirge handeln müssen. Zwar haben wir keine imposanten Gipfel, aber für die alpinistische Grundausbildung reichen sie aus."

Soldat Joszef Hegyi, 19 Jahre alt, hat sein Abitur mit Auszeichnung bestanden. Bevor er das Mathematik-Studium beginnt, leistet er den Wehrdienst ab. Elf Monate sind das für künftige Studenten. Für Rezi hat er sich wie alle seine Genossen freiwillig gemeldet, und er freut sich, daß er ausgewählt wurde. Es ist eine Auszeichnung für die Soldaten, und so betrachten sie es auch. Schon die mot.-Schützen-Ausbildung ist kein Zuckerschlecken, aber was hier in den Bergen an physischem und psychischem Einsatz von der jungen Soldaten gefordert wird, geht ein ganzes Stück über die „normale" Belastung hinaus. Wer da nicht, wie Joszef Hegyi, körperlich schon ein



bißchen was mitbringt – an der Schule hat er Handball gespielt, bei der Armee beschäftigt er sich regelmäßig jeden Abend in der Turnhalle mit den Geräten –, der hat ganz schön zu tun, um hier mitzuhalten.
Früh um fünf Uhr beginnt der Ausbildungstag mit einer halben Stunde Frühsport. Nach Revierreinigen, Körperpflege und Frühstück geht es um sieben Uhr gruppenweise an die einzelnen Ausbildungskomplexe: An die Spezialsturmbahn, an die schwankende Hängebrücke, an die Hindernisse am Fluß, an den Csokakö, eine 110 Meter hohe Steilwand, an die zwei Gipfel verbindenden verschiedenen Seilbahnen. Bis siebzehn Uhr dreißig geht die Ausbildung, nur von einer neunzigminütigen Mittagspause unterbrochen. Da wissen die Lehrgangsteilnehmer abends um einundzwanzig Uhr, wenn zum Zapfenstreich geblasen wird, was sie getan haben.
Wir erleben die Soldaten, diesmal sind es angehende Studenten, an ihrem dritten Ausbildungstag in Rezi.
Achtzehn Hindernisse (einige sind auf den Fotos zu sehen) müssen an der Sturmbahn überwunden werden. Vorübungen gewissermaßen für die spätere Ausbildung in „freier Wildbahn", im Gelände, am Felsen und für die 24stündige Lehrgangs-Abschlußübung, die von jedem hohen Einsatz, Mut, Geschicklichkeit, Kraft, Ausdauer fordert.
Gefreiter László Varga, zukünftiger Physikstudent, ist als Gruppenführer mit seiner ganzen Gruppe hierher gekommen. Im Holzkamin der Sturmbahn macht er schon eine ganz ordentliche Figur. Noch schwer atmend, gibt er uns im „Auslauf" Antwort auf unsere Fragen: „Ich finde die Ausbildung hier unheimlich interessant. Leicht ist es natürlich nicht. Alles ist neu und ungewohnt. Da muß man sich manchmal ganz schön überwinden, um nicht schlapp zu machen. Hier beim Kaminklettern zum Beispiel. Als ich beim ersten Mal bis zur Mitte gekommen war, hatte ich plötzlich Angst zurückzurutschen. Aber über diesen Punkt muß man eben drüberweg. Draußen am Felsen könnte das ja üble Folgen haben."
Und was ist für Soldat Joszef Hegyi das Schwierigste?
„Ich hatte vor allem an der Seilbahn Sorgen. Ich will nicht sagen, daß ich Angst hatte, aber so ganz egal war es mir beim ersten Mal nicht. Man saust an einer Rolle, die sehr labil und in sich drehbar ist, das Seil entlang über eine 50–60 Meter tiefe Schlucht. Es kann passieren, daß man auf der anderen Seite rückwärts ankommt. Und das ist ja nicht gerade ein Spaß."
Major László Kovacs bestätigt, daß es schon Situationen gibt, die für den Soldaten nicht einfach sind: „Es war im vorigen Jahr. Es war die Aufgabe gestellt, mit der Seilbahn Munition und Verwundete zu transportieren. Während der Übung kam plötzlich starker Wind auf. Einer der ‚Verwundeten', auf einer Trage festgebunden, blieb mitten über der Schlucht in ungefähr 80 Meter Höhe hängen. Die Rolle hatte sich verdreht und bremste dadurch so stark, daß es nicht mehr weiter ging. Wie dem Soldaten und dem Ausbilder, einem Unterleutnant der Reserve, zumute war, läßt sich denken. Ich brauchte immerhin etwa zehn Minuten, um mich zur Unfallstelle abzuseilen, den Knoten zu lösen und die ‚Seilschaft' wieder ins Rollen zu bringen."
Ja, László Kovacs beherrscht sein Metier. Seit 1968, als die Basis aufgebaut wurde, ist der ehemalige mot.-Schützen-Bataillonskommandeur als Ausbilder hier. Drei Jahre später wurde er dann Kommandeur der Basis. Als langjähriger Bergsteiger bringt er auch alle Voraussetzungen dafür mit. Viele der Ausbildungsanlagen hat er selbst ausgedacht und entwickelt; vormachen ist für ihn kein Problem, und wenn's notwendig ist, greift er eben auch mal als „Retter in Bergnot" ein. Denn das ist nicht in jedem Fall von den Ausbildern zu erwarten. Nur Major Kovacs und sein Stellvertreter sind sozusagen „hauptamtlich" als Offiziere an der Basis tätig. Die Ausbildung selbst führen Offiziere durch, die mit ihren Soldaten nur zu diesem Lehrgang hierherkommen. Vorbereitet wurden sie dafür schon an der Offiziersschule. Für alle mot.-Schützen-Offiziersschüler ist nämlich die alpinistische Ausbildung im vierten Lehrjahr obligatorisch. Zwei Tage vor Lehrgangsbeginn sind sie dann in Rezi, um ihr Wissen und Können aufzufrischen...
Von der Sturmbahn geht's zur Hängebrücke. 120 Meter lang und nur einen Meter breit. Die Schlucht, die sie überquert, ist 25 Meter tief. Das „Geländer" sind dünne Seile. Schwindelgefühl dürfen die Soldaten auf dieser wippenden Brücke nicht kennen. Wenn eine Gruppe in voller Ausrüstung und im Laufschritt dieses Hindernis bewältigt, versucht sie möglichst Gleichschritt zu halten, damit die Schwankungen wenigstens einigermaßen gleichmäßig bleiben...
Daß ein Wasserhindernis an einem Seil hangelnd überwunden wird, war uns nicht neu, wohl aber, daß man das, wie es uns die ungarischen Soldaten vorführen, auch á la Wolfgang Nordwig mit einer Stange tun kann. Auch hier geht es um fünf Meter und mehr – nicht in der Höhe, sondern in der Breite. Weltrekordleistungen werden also nicht gefordert, Mut und Geschicklichkeit schon, sonst bekommt man nasse Füße...
Die Steilwand Csokakö erleben wir leider nicht. Regen und Wind machen das Klettern am Felsen und die Seilfahrt über die Schlucht unmöglich.
Trotzdem bleibt uns Rezi ein großes Erlebnis. Wer hätte schon am Ferien- und Badeparadies Balaton Felsen und alpinistische Ausbildung von mot. Schützen erwartet?

Oberstleutnant Günther Wirth



Uniformen und Dienstgradabzeichen der Mongolischen Volksarmee



Ausgangsuniform für Offiziere (Sommer)



Paradeuniform für Unteroffiziere und Soldaten (Sommer)



Dienstuniform für Unteroffiziere und Soldaten (Winter)



Schulterstücke für Generale zur Dienst- und Paradeuniform (Generalmajor)



Schulterstücke für ältere Offiziere zur Paradeuniform (Major)





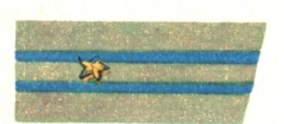
Schulterklappen für Unteroffiziere und Soldaten – oben: Paradeuniform, darunter: Dienstuniform (Stabsfeldwebel)



Spiegel für Offiziere (Paradeuniform)



Spiegel für Offiziere und Stabsfeldwebel (Dienstuniform)



Schulterstücke für ältere Offiziere zur Dienstuniform (Major)



Schulterstücke für jüngere Offiziere zur Paradeuniform (Unterleutnant)



Spiegel für Generale (Dienstuniform)



Spiegel für Unteroffiziere und Soldaten (Paradeuniform)

Bezeichnung der Dienstgrade

БАЙЛДАГЧ	baildaktsch	Soldat
САЙН БАЙЛДАГЧ	sain baildaktsch	Gefreiter
БАГА ТЎРУУЧ	baga türütsch	Unteroffizier
ТУРУУЧ	türütsch	Feldwebel
АХЛАХ ТУРУУЧ	achlach türütsch	Oberfeldwebel
АХЛАГЧ	achlaktsch	Stabsfeldwebel
БАГА ДЭСЛЭГЧ	baga deslektsch	Unterleutnant
ДЭСЛЭГЧ	deslektsch	Leutnant
АХЛАХ ДЭСЛЭГЧ	achlach deslektsch	Oberleutnant
АХМАД	achmad	Hauptmann
ХОШУУЧ	choschutsch	Major
ДЭД ХУРАНДАА	ded churandaha	Oberstleutnant
ХУРАНДАА	churandaha	Oberst
ХОШУУЧ ГЕНЕРАЛ	choschutsch general	Generalmajor
ДЭСЛЭГЧ ГЕНЕРАЛ	deslektsch general	Generalleutnant
ХУРАНДАА ГЕНЕРАЛ	churandahe general	Generaloberst
АРМИЙН ГЕНЕРАЛ	armin general	Armeegeneral

GESELLSCHAFT FÜR SPORT UND TECHNIK

SCHAU





Die Dresdner sind sportbegeistert. Wenn im Rudolf-Harbig-Stadion die Dynamo-Fußballer um Torjäger Hans-Jürgen Kreische ihre „Schau“ abziehen, dann jubeln ihnen in der Regel 25000–30000 Zuschauer zu. An einem September-Sonnabend des vergangenen Jahres hatten die Ballkicker aber ernsthafte Konkurrenz: Eine andere Schau stahl ihnen die Schau. Über 150000 drängelten sich an der Brühlschen Terrasse und dem gegenüberliegenden Elbufer – das hätte fünfmal „volles Haus“ für Dynamo bedeutet –, um die Wehrsportschau der Gesellschaft für Sport und Technik zu erleben. In einem vierstündigen Non-Stop-Programm wurde aber auch etwas geboten. Aus Anlaß ihres 20jährigen Bestehens zeigte die GST, was sie so alles auf dem Kasten hat – zu Lande zu Wasser und in der Luft.

IN DER LUFT: Flug- und Fallschirmsportler ließen den Zuschauern bei ihren Vorführungen den Atem stocken. So etwa, als drei Segelflieger im Verbandskunstflug in geringer Höhe ihre Loopings drehten. Als Fallschirmsportler – darunter auch die hübschen polnischen Mädchen in den Nationaltrachten – nach verzögerter Fallschirmöffnung eine exakte Ziellandung hinsetzten. Als der polnische Fähnrich Stanislaw Chmiel sich in 300 Meter Höhe von einem Hub-







schrauber ziehen ließ, dann das Seil ausklinkte und wie der sagenhafte Ikarus mit seinen an Händen und Beinen befestigten Schwingen 100 Meter frei schwebte, ehe er seinen Fallschirm öffnete.

ZU (UND UNTER) WASSER: Zehn Kilometer rudern zehn angehende Matrosen in einem Kutter – so fordert es eine Disziplin des Seesportmehrkampfes. Nur die Besatzung, die alles gibt – Kraft, Ausdauer, Willen – kann siegen. GST-Taucher gehören zur europäischen Leistungsspitze. In Dresden ließen sie sich zur Abwechslung mal von Hubschraubern absetzen, ehe sie in die Elbströmung tauchten.

ZU LANDE: Fesselflugvorführungen. Ein Motorradkorso von 200 Kradfahrern. Die schon fast akrobatischen Übungen der Motorsport-Kunstfahrgruppen. Die optische Übermittlung (durch Blinksignale der Scheinwerfer von „Trabant"-Kübelwagen) von Funksprüchen der Nachrichtensportler. Eine Stafette des militärischen Mehrkampfes, die die Vielfalt der vormilitärischen Ausbildung demonstrierte. Das war mehr als etwa nur Rahmenprogramm für die attraktiven Flugvorführungen.

So ging das Schlag auf Schlag. Eindrucksvoll wurde hier demonstriert, daß vormilitärische und wehrsportliche Ausbildung und Erziehung nicht nur sehr wichtig, sondern auch hochinteressant, attraktiv und genau das Richtige für junge Leute ist. Vielleicht hat mancher, der sich bisher auf dem Gebiete des Sports vor allem für die Kreische-Tore interessierte, Lust bekommen, da mitzumachen. Der Möglichkeiten gibt es genug.

Was das im einzelnen ist?

Bitte, hier ist einmal das komplette GST-„Angebot":

Hauptaufgabe der GST ist die Vorbereitung der Jugend auf den Wehrdienst. Deshalb steht auch an erster Stelle die

Vormilitärische Ausbildung:

Im 1. Jahr erhält der Jugendliche in der GRUNDAUSBILDUNG das Rüstzeug des künftigen Soldaten. Er wird im Gelände ausgebildet: lernt schießen, informiert sich über das Leben in der NVA und die Anforderungen an den Soldaten, gewöhnt sich an militärisches Auftreten, entwickelt durch Körperertüchtigung Kraft und Ausdauer und erhält eine Sanitätsausbildung.

Danach, gewöhnlich im 2. Jahr, kann er an einer LAUFBAHNAUSBILDUNG teilnehmen. Er bereitet sich dabei auf spezielle Aufgaben vor, auf den Dienst als Tastfunker oder Fernschreiber, als Matrosenspezialist, Taucher, Flugzeugführer oder Militärkraftfahrer.

Dafür gibt es in den Grundorganisationen der GST die verschiedensten

Wehrsportarten:

Militärischer Mehrkampf (Sommer: 3-km-Geländelauf, KK-Schießen, Handgranatenwerfen; Winter: 15-km-Schilanglauf, KK-Schießen), Motorradsport, Seesport (Kutterrudern








SCHAU
SCHAU
SCHAU
SCHAU









SCHAU

und -segeln, Knoten), Tauchsport, Motorflugsport, Segelflugsport, Fallschirmsport, Nachrichtensport (Funken, Fernschreiben, Fuchsjagd), Flug-, Schiffs- und Automodellsport.

Na, da ist doch für jeden Geschmack etwas dabei! Zumal man es als GST-Sportler mit Talent und Fleiß sogar bis zu Medaillen bei Europa- und Weltmeisterschaften und auch Olympischen Spielen bringen kann (im Schießen, beim Tauchen, als Motor- und Segelflieger, im Fallschirmsport und mit Flug- oder Schiffsmodellen).

Daß beim Wehrsport auch die militärische Grundausbildung nicht vergessen wird, ist selbstverständlich. Auch Funker, Flieger oder Matrosen müssen schießen und Handgranaten werfen können und Kraft und Ausdauer besitzen.

Die Dresdner Fußballfans jubeln nach wie vor ihren „Dynamos" zu. Sollen sie auch. Aber warum sollten sie sich nicht außerdem für vormilitärische Ausbildung und Wehrsport begeistern? Denn die sind nicht weniger dynamisch, attraktiv und nützlich.

Günther Wirth



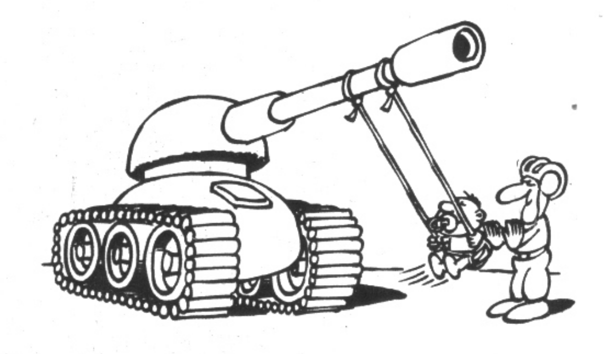
Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik · Redaktion „Armee-Rundschau" · Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postschließfach 7986, Telefon 53 07 61 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Cervený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · „Armee-Rundschau" erscheint monatlich · Preis: 1,– Mark · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestr. 20; in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb; in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16; in der BRD und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16 · Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-Werbung Berlin, 1054 Berlin, Hauptstadt der DDR, Wilhelm-Pieck-Str. 49, Fernruf: 2 26 27 15, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Fotosatz: Interdruck, Leipzig · Reproduktion und Druck: Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Str. 43 · Gestaltung: Horst Scheffler.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 17. 1. 1973

Fotos: Uhlenhut (34). S. 38, 39, 46, 47, 48, 49, 50, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 75; Gebauer (11), S. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 39, 40. Geb./Uhlenhut (16), S. 90, 91, 92, 93, 94.
Pawelec (2), S. 13, 58; Morosow (3), S. 14, 15, 16, 17, 18, 19; Udowitschenko (2), S. 16, 17, 19; DEFA/Lück (1), S. 23; Ministry of Defence, India (5), S. 27, 28, 30, 31;
ZB (7), S. 27, 28, 29, 80, 81; Karakow (1), S. 42; Nowosti (2), S. 42, 78; Semaljak (1), S. 43; MBD (1), S. 43; Arnold (1), S. 59; Archiv (4), S. 78, 82, 83; Wirth (8), S. 84, 85, 86, 87; Leher (1), Rücktitel. Spisla (1), Titel.







„Kinder, Kinder!"

meint Willy Moese







31 036

Ausgezeichnet mit der „Goldenen Nachtigall 1972"
als populärste Schlagersängerin
der ČSSR und zu den X. Weltfestspielen in Berlin:

Nada Urbankova